

DIE WELTWOCH



Grüne Traumfabrik: Wie seriös forscht die ETH?

Die weltberühmte Schweizer Hochschule auf Irrwegen.

Von Alex Reichmuth

Hildebrand und die Schweiz

Worum es in der Affäre um den ehemaligen Nationalbank-Präsidenten
eigentlich geht. *Von Roger Köppel*

Ich werde ihn immer lieben

Wenn Geschiedene wieder heiraten. *Von Beatrice Schlag*

Intern

Die Begrüssung war kurz und frostig. Ohne weitere Worte führte der ETH-Pressesprecher *Weltwoche*-Redaktor Alex Reichmuth ins Büro des Hochschulpräsidenten. Dort wartete Ralph Eichler mit ziemlich finsterner Miene auf den Journalisten. Das Interview über den Zustand der ETH Zürich fand in aufgeladener Atmosphäre statt. Es war offensichtlich: Hier musste sich eine Institution der Kritik stellen, die es nicht gewohnt ist, kritisiert zu werden. Allerdings: Es ist dem Präsidenten zugute zu halten, dass er der Auseinandersetzung offen begegnet. Es spricht für ihn, dass er sich nicht hinter die Mauern seiner ETH zurückzieht. Das Thema ist denn auch brisant: Die mit



Offen für Kritik: ETH-Präsident Eichler.

staatlichen Subventionen finanzierte Hochschule spielt eine zusehends fragwürdige Rolle, wenn es um die Schweizer Energieversorgung geht. Man bekommt den Eindruck, die altehrwürdige Technikerhochschule von Wetztruf verwende ihr Renommee immer häufiger dafür, im Stile eines Think-Tanks fragwürdigen Polit-Utopien den Segen zu erteilen: Vom Atomausstieg bis zur 2000-Watt-Gesellschaft scheint keine grüne Idee zu verwegen, um nicht von der ETH wissenschaftlich unterfüttert zu werden. Lesen Sie unseren Bericht über die «grüne Traumfabrik» auf **Seite 24**

Nachdem der Schweizer Skirennfahrer Didier Cuche am letzten Donnerstag seinen Rücktritt bekanntgegeben hatte, schickten wir unseren Redaktor Andreas Kunz ins österreichische Kitzbühel zur legendären Hahnenkamm-Abfahrt. Tatsächlich traf ein, worauf man höchstens hoffen konnte: Cuche gewann zum

fünften Mal auf der Streif und feierte damit den wohl grössten Triumph seiner Karriere. Nach dem Rennen wollte unser Journalist selber erfahren, wie es sich anfühlt, auf der angeblich verrücktesten und gefährlichsten Strecke der Welt ins Tal zu brettern. Ein Fehler. Nachdem Kunz die berühmte, eisbedeckte Mausefalle noch mit Ach und Krach hinuntergerutscht war, versuchte er es beim Steilhang mit ein paar Schwüngen – und stürzte unter



Fünfzehn Minuten bis ins Ziel: Abfahrer Kunz.

grossen Gelächter der Streckenposten spektakulär in den Neuschnee. Immerhin blieb er unverletzt. Und nach handgestoppten fünfzehn Minuten Fahrzeit hatte er sogar das Ziel erreicht. Zitternd, verschwitzt und mit bis zum heutigen Tag anhaltenden Muskelschmerzen. **Seite 42**

Unser Autor Boris Kálnoky, in München geboren, aber ungarischer und amerikanischer Staatsbürger, begegnete dem ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán erstmals 1990 und dann über die Jahre als Reporter für die deutsche Tageszeitung *Die Welt* immer wieder. Nach Orbáns Wahlsieg 1998 bekam Kálnoky in Budapest das erste Interview mit dem damals blutjungen Regierungschef. Orbán skizzierte darin seine Politik für Ungarn: eine bürgerliche Mittelschicht aufbauen, die Familien fördern, in die Bildung investieren. Es klang gut, und auch Orbáns erste vier Jahre an der Macht waren ein Erfolg. Heute wird Orbán von der Europäischen Union und vielen Medien als Totengräber der Demokratie missverstanden. Man wirft ihm gar Faschismus und diktatorische Tendenzen vor. Kálnoky versucht, den umstrittenen Mann begreifbar zu machen. **Seite 38**

Ihre Weltwoche

WIE ANLEGEN IM JAHR 2012?

Nach einem unberechenbaren Krisenjahr an den Finanzmärkten stellt sich die Frage nach künftigen Investitionsmöglichkeiten.

Welche Anlageklassen Hoffnung bieten, erfahren Sie auf unserer Website im Videointerview mit Dr. Adrian Künzi, geschäftsführender Teilhaber von Wegelin & Co.:

www.wegelin.ch



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

Schweizer Beton

Vernunft im Fall Hildebrand.
Fussball in England.
Konkordanz als Filz und
Hindernis. Von Roger Köppel

Noch immer bewegt sich der Fall Hildebrand auf Nebenschauplätzen. Die Medien verbeissen sich in die Quellen und die Informanten. Ziel ist die Unglaubwürdigmachung der Überbringer jener Botschaft, die niemand hören wollte: Die Schweiz leistet sich einen Notenbankpräsidenten, der es unbedenklich findet, wenn auf seinen Konti oder auf den Konti seiner Frau Devisengeschäfte und Aktienkäufe in Millionenhöhe stattfinden.

Besonders irritierend sind die Lecks bei den Strafbehörden. Die gleichen Journalisten, die den Informanten anprangern, der angeblich das Bankkundengeheimnis verletzt haben soll, veröffentlichen bedenkenlos vertrauliche Informationen, die ihnen aus den laufenden Strafuntersuchungen zugesteckt werden. Im Berlusconi-Italien wurden die Medien von den Justizbehörden zur Vorverurteilung des Premiers mit pikanten Bunga-Bunga-Details versorgt. In der Schweiz rinnt es in den Ämtern ebenfalls. Oder sind die Anwälte die neuen Briefträger? Wenn die Informationen gegen Blocher und seine SVP gewendet werden können, ist moralisch alles erlaubt.

Anbei noch der offizielle *Weltwoche*-Leitfaden zum Umgang mit Informationen, die unter Verletzung von Amtsgeheimnis, Bankkundengeheimnis oder Geschäftskundengeheimnis öffentlich gemacht werden. Erstens: Die *Weltwoche* geht nicht auf private Firmen los. Geschäftsgeheimnisse sind tabu. Wer sie herausbringt, verletzt die Privatsphäre der Firmen. Unternehmen stehen im Wettbewerb und werden durch die Konkurrenz kontrolliert. Journalisten richten mit Negativberichten über Unternehmen in der Regel mehr Schaden an als Nutzen.

Zweitens: Die *Weltwoche* veröffentlicht nur geheime Informationen, die eindeutig Missstände im Staat und in der Politik belegen. Das blosses Ausplaudern von Indiskretionen ist nicht gestattet. Die dem Staat zugesicherten Geheimhaltungsrechte dürfen von den Amtsträgern nicht missbraucht werden, um unlautere Praktiken zu verdecken. Auch das Bankkundengeheimnis wurde nicht erfunden zur Tarnung von Machtmissbrauch und Behördenversagen. Vor Veröffentlichung geheimer Informationen muss der Journalist die entscheidende Frage eindeutig bejahen können: Trage ich mit meiner Enthüllung dazu bei,



Das klare Denken setzt sich durch.

dass ein relevantes Problem im öffentlichen Sektor sichtbar wird und damit einer Lösung nähergebracht wird?

Ich treffe eine Bekannte im Ausland, die als Unternehmensberaterin tätig ist, Hochschulabschluss, zu Hause in gehobenen Kreisen, bestens bekannt mit dem Zürcher Goldküsten-Establishment. Ihre Analyse erstaunt: Sie finde es einen ausgemachten Skandal, wie man versucht habe, den Fall Hildebrand behördlich zu vertuschen. Mit Blochers SVP habe sie nichts am Hut, aber der Ex-Bundesrat habe alles richtig gemacht. Er sei im Vertrauen zu den Behörden gegangen, habe auf die unhaltbaren Transaktionen mit der Bitte um Abklärung hingewiesen. Dann sei er gegen seinen Willen geoutet und den Medien zum Frass vorgeworfen worden. Leider sei sie mit dieser Einschätzung bei ihren Freunden zu Hause in der Schweiz nicht in der Mehrheit. Trotzdem: Der erfreuliche Dialog zeigt eindeutig, dass sich mit wachsender Distanz zum Heimatboden das klare Denken wieder durchsetzt.

Zum ersten Mal bin ich live an einem Fussballmatch der englischen Premier League. In London spielt Arsenal gegen den Serienmeister Manchester United. Unser Gastgeber musste die Zuschauerbox rund fünf Monate im Voraus buchen, weil diesen Klassiker alle sehen wollen. Leider erwischt der Arsenal-Verteidiger Johan Djourou aus der Schweiz keinen genialen Nachmittag. Nach der Halbzeit wird er ausgewechselt. Manchester ist zu

Beginn überlegen, gewinnt aber nur knapp, weil Arsenal nach Djourous Abgang zulegt. Das Erstaunliche an diesem wolkigen Sonntag: Im 60 000-Personen-Stadion von Arsenal gibt es keine Gitter und keine sichtbaren Absperrungen zwischen den Fan-Sektoren. Die Umzäunungen am Spielfeldrand sind ebenfalls eher niedrig und könnten mühelos Richtung Rasen übersprungen werden. Die prächtige «Emirates»-Arena ist, anders als die Schweizer Stadien, kein stahlarmierter Zwingler für Leute, die ihre Gewaltneigungen am Rande des Fussballs ausleben dürfen. Auffällig ist einzig die massierte Präsenz von Sicherheitskräften, die an den Niedrigzäunen kauern. Fast unmerklich dringen sie manchmal zu den Fans vor, um einen Querulanten vorsorglich aus dem Verkehr zu ziehen. Alles spielt sich im Diskreten ab. Das Hooliganproblem ist augenscheinlich lösbar, und es braucht deshalb kein Armeeaufgebot im Stadion.

Die Schweiz ist es nicht gewohnt, dass Zeitungen den Staat wirklich durchleuchten und Missstände aufdecken. Kritischer Journalismus ist im Regelfall nur dann gefragt, wenn Exponenten der SVP getroffen werden. Als die *Weltwoche* vor Weihnachten durch einen einzigen Artikel den offiziellen SVP-Bundesratskandidaten Bruno Zuppiger zum Rückzug zwang, wurde der Autor umgehend zum Journalisten des Jahres gewählt. Als der gleiche Autor zwei Wochen später mit nur einem Artikel den Rücktritt des damaligen Präsidenten der Schweizerischen Notenbank bewirkte, wurde er umgehend zur journalistischen Unperson mit zweifelhaften politischen Motiven erklärt. Ist die Schweiz ein Land, das allergisch reagiert, wenn jemand die sich einträchtig in ihren Glaubensgewissheiten bestätigende Mehrheit stört?

Der Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt forderte in den siebziger Jahren mehr Opposition in einer als betonierte beschriebenen Konsens-Schweiz. Damals stand die Mehrheit rechts. Die politischen Seiten wechseln, aber die Mehrheit gibt immer noch den Ton an. Die Schweiz verdankt ihrem Konkordanzsystem sich ständig zusammenraufender Anspruchsgruppen Stabilität und Wohlstand. Die Konkordanz schafft Vertrauen, weil sie Gegensätze dämpft und berechenbare Konformität herstellt. Es wird von jedem erwartet, dass er sich am Ende mit der wohligen Eintracht arrangiert. Kritiker und Störenfriede gelten schnell einmal als Nestbeschmutzer. Abweichendes Verhalten wird kritisch registriert, ironischerweise am empfindlichsten von jenen, die sich selber als besonders tolerant empfinden. Als Korallenriff, als Fels in der Brandung hat die Schweiz unschätzbare Vorteile. Die Kehrseite der Konkordanz aber heisst Filz und Erstarrung. Dagegen anzuschreiben, ist Journalistenpflicht.



Neue Hoffnung: Mutter Schoch. Seite 30



Illusionen statt Fakten: ETH-Zürich. Seite 24



Nachspiel: Ex-SNB-Chef Hildebrand. Seite 14



Triumphator: Streif-Sieger Cuche. Seite 42

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 **Kommentar** Lehrer sollen in die Lehre

11 **Im Auge** Anne Sinclair, Frontenwechslerin

12 **Kommentar** Fremdenfreundliche Schweiz

13 **Personenkontrolle** Hildebrand, Hugelshofer, Pfammatter, Schawinski, Markwalder, Schwab

13 **Nachruf** Etta James, Soulsängerin

14 **Hildebrand und die Schweiz**

Der Fall des Ex-Notenbankpräsidenten wird zur medialen Kampagne gegen dessen Kritiker – eine Zurechtrückung

15 **Strafrecht** Reto T. und die Medien

16 **Parlament** Politisches Nachspiel im Fall Hildebrand?

17 **Aufsicht** Der Bankratspräsident bleibt vage

18 **Die Deutschen** Im Nebel

19 **Ausland** Amerika übt den Klassenkampf

20 **Mörgeli** Erregung in Schlumpfhausen

20 **Bodenmann** Die entscheidende Wahl

21 **Medien** Drei Männer im Schnee

21 **Kostenkontrolle** 1,44 Millionen für zwei Pyro-Knaller

22 **Leserbriefe**

23 **Darf man das?**

Hintergrund

24 **Grüne Traumfabrik**

Die weltberühmte ETH auf Irrwegen

25 **Medien** Angriff auf missliebige Journalisten

26 **Forschung** ETH-Präsident Eichler verteidigt seinen Kurs

28 **Strategen des Untergangs**

Wie ein Patriarch und zwei Söhne ihre Firma ruinierten

30 **Keine Gnade für Entführer**

Das wegweisende Urteil gegen den Kindsentführer Issam O.

32 **Blick in die Zukunft**

Ex-UBS-Chef Oswald Grübel über den Finanzplatz Schweiz

35 **SBB** Versteckte Subventionierung

36 **Der Traum vom unschuldigen Bordell**

Die Methoden des Schuldenmachers Giuseppe Agnelli

38 **Gehasst, vergöttert, missverstanden**

Aufregung um den ungarischen Ministerpräsidenten Orbán

40 **Von Kolumbus zu Schettino**

Die Katastrophe und die Seefahrernation Italien

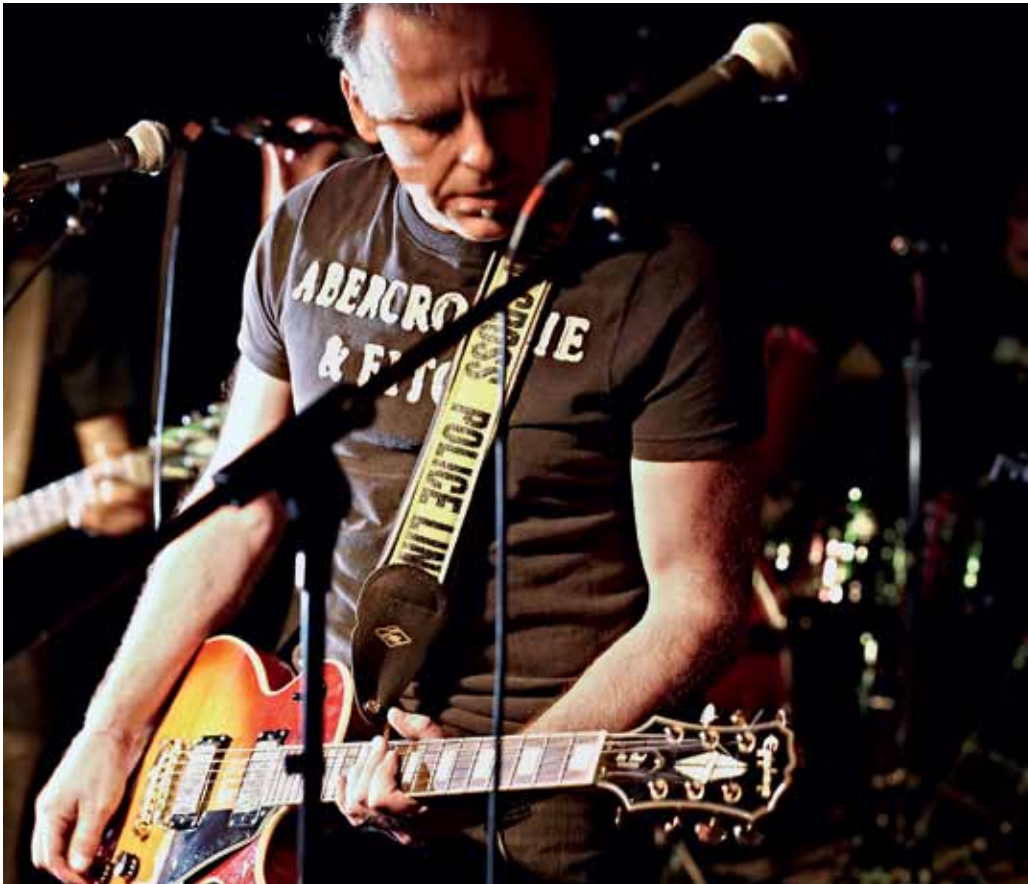
42 **Der Alpen-Botellón**

Zum fünften Mal hat Didier Cuche das verrückteste Rennen der Welt gewonnen. Notizen eines Schweizer Fans

45 **Sport** Zürich braucht kein neues Fussballstadion

46 **Ich werde ihn immer lieben**

Wenn es Geschiedene nach Jahren noch einmal versuchen



«Man darf sich nicht frustrieren lassen»: Rockmusiker und Polizist Haberthür. Seite 48

Interview

48 Kommissar Hardrock

Als Einsatzleiter der Berner Kripo fahndet Adrian Haberthür nach Mördern. Am Wochenende steht er als Frontmann der Rockgruppe Betamax im Rampenlicht

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Pieter Brueghel der Jüngere

54 Bestseller

54 Plagiat ohne Pardon

Walter Andreas Müller und Birgit Steinegger sind abgetreten, jetzt haben die jungen Polit-Parodisten das Sagen

56 Jazz Palatino

57 Film «The Artist» entzückt die Kritik

58 Top 10

58 Kino «The Descendants»

59 Fernseh-Kritik «Gottschalk live»

60 Namen Reif fürs Museum

61 MvH Meine Wohltat

61 Gesellschaft Lego und Mädchen

62 Die Besten Es kommen goldene Zeiten

63 Thiel Herr Venizelos beim Coiffeur

63 Wein St-Saphorin Les Blassinges 2010

65 Auto BMW 530d xDrive Touring

66 Hochzeit Jasmin Pulano und Marco Stampfli

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Carmen Schirm-Gasser, Pierre Heumann,

Andreas Kunz, Peter Keller,

Christoph Landolt, Daniela Niederberger,

Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr,

René Lüchinger, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Pia Reinacher,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Jost Fetzler (Leitung),

Adam Schwarz, Patrick Kull (Assistent)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojaj-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rüegger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung Stilausgaben),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Paperboy: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/paperboy



Lehrer sollen in die Lehre

Von Philipp Gut — Die SVP wartet mit einem brisanten Vorschlag auf: Sie will die pädagogischen Hochschulen abschaffen und angehende Lehrer in eine Berufslehre schicken. Bedenkenswert.



«Erlernen des Handwerks <Schule geben>»: Unterricht.

In den Schubladen der Schweizerischen Volkspartei (SVP) tickt eine kleine Bombe. In einem unveröffentlichten Papier, das der *Weltwoche* vorliegt, fordert die Partei eine radikale Umgestaltung der Lehrerbildung. Die pädagogischen Hochschulen (PH), die heute die Lehrer ausbilden, sollen nach den bislang geheim gehaltenen Plänen abgeschafft werden. An ihre Stelle soll ein völlig neuartiges System treten. Statt auf die Hochschule will die SVP die angehenden Lehrer in eine klassische Berufslehre schicken.

Bei dieser «Lehrer-Lehre», wie sie im Papier genannt wird, sollen die Praxis und das «Erlernen des Handwerks <Schule geben>» im Zentrum stehen. Ort der Ausbildung (der «Werkplatz») sollen einzelne Schulhäuser und Klassenzimmer sein. Ein Team von berufserfahrenen Praktikern soll die Lehrlinge betreuen, jedem Auszubildenden wird ein persönlicher Mentor zugeteilt.

Wie bei einer herkömmlichen Lehre liegt der Schwerpunkt im Betrieb (hier: im Schulhaus), zwei Halbtage pro Woche sind der theoretischen Ausbildung vorbehalten. Diese könne an bestehenden Hochschulen oder Fachschulen erfolgen, wobei auch die Mentoren an den Theoriekursen beteiligt sein könnten, schreibt die SVP in ihrem Papier.

Voraussetzung für die Lehre soll wie bisher die Maturität sein, aber nicht nur: Eine

Erstausbildung – eine andere Berufslehre – würde ebenfalls genügen. Die Lehrer-Lehre soll für Primarlehrer zwei, für Oberstufenlehrer drei Jahre dauern. In dieser Zeit sollen sie einen Lehrlingslohn erhalten, der «deutlich unterhalb» des Anfangslohns eines ausgebildeten Lehrers liegt.

Frontalangriff auf Bildungshochburgen

Die Vorschläge, ausgearbeitet von der sogenannten Lehrer-Gruppe der Partei und abgesegnet von der Parteispitze, bergen bildungspolitischen Sprengstoff. Sie sind ein Frontalangriff auf die pädagogischen Hochschulen und das gesamte aktuelle Lehrerbildungssystem.

Die pädagogischen Hochschulen sind im Zuge der Bologna-Reform der EU entstanden. Sie lösten die traditionellen Lehrerseminare ab, die in den Kantonen in vielfältigen Formen existierten. Man spricht in diesem Zusammenhang von einer «Akademisierung» der Ausbildung.

Als Folge des Umbaus wurde die Lehrerbildung vermehrt theoretisch ausgerichtet. Akademischer Ehrgeiz und der Druck, Forschungsgelder hereinzuholen, verstärkten die Dynamik. Mit teilweise kuriosen Ergebnissen. Mittlerweile kann man an pädagogischen

»» Fortsetzung auf Seite 12

Neue Post



Anne Sinclair, Frontenwechlerin

Prinzessin Caroline wird Herausgeberin von *Paris Match*. *Mais non!* Aber es wäre eine grossartige Schlagzeile für die *Huffington Post*. Manchmal übertrifft im Geschäft der Regenbogenpresse die Wirklichkeit das Zusammengereimte: Anne Sinclair, 63, die skandalgeplagte Noch-immer-Ehefrau des Ex-Präsidenten des Internationalen Währungsfonds und notorischen Schürzenjägers Dominique Strauss-Kahn, 62, wird Chefin der neugeplanten Frankreich-Ausgabe der *Huffington Post*, Amerikas führender Klatsch- und People-Postille im Internet. «Wie hält diese Frau das aus?», fragte im schwärzesten Mai des vergangenen Jahres mitfühlend das Schwesterblatt *Brigitte* die «glühendste Verteidigerin ihres Mannes» (*Bunte*), während empörte Feministinnen stellvertretend zum Scheidungskampf aufriefen. Der angebliche Vergewaltiger Strauss-Kahn zog statt in den Präsidentschaftswahlkampf in eine New Yorker Gefängniszelle.

Madame hat bereits eine glänzende Karriere als Fernsehgesicht hinter sich, und die Liste ihrer Interview-Skalpe reicht von Woody Allen über Dutzende von Celebrities wie Prinz Charles, Helmut Kohl, George Soros und Alain Delon bis zu Madonna. Die *Huffington Post*, federführend auch in der Strauss-Kahn-Affäre, gehört seit einem Jahr dem Internet-Riesen AOL und setzt mit seriösen Medienpartnern wie *Le Monde*, *El País* und *L'Espresso* zur Eroberung Europas an.

Tout-Paris rätselt über ihren Frontenwechsel von der Gejagten zu den Jägern. Ist das die ironisch-raffinierte Rache einer gedemütigten Alphafrau, die jetzt selber am Schaltpult der Intrigen und Kampagnen den Daumen senken oder heben kann? Spürt sie ihre leidenschaftliche journalistische Ader? Ist sie eine moderne Athene, die griechische Göttin der Weisheit und Vernunft, des Handels und der Strategie? Aber Athene liebte keine Männer, sie führte sie, etwa den heimkehrenden Odysseus. Anne Sinclair hält sich aus der Sagenwelt heraus: «Ich bin weder Heilige noch Opfer. Ich bin eine freie Frau.»

Peter Hartmann

Hochschulen einen «Master of Early Childhood Education» erwerben. Früher hiess das einmal «Kleinkinderzieherin».

Ob die Ausbildung der Lehrpersonen durch die universitären Weihen besser geworden ist, darf bezweifelt werden. Dagegen sprechen verschiedene Indizien.

Erstens: Es findet eine Art negative Auslese statt. Die Ausbildung zum Lehrer hat den Ruf, einer der einfachsten Studiengänge zu sein. Das zieht Trittbrettfahrer ohne inneres Feuer an, die einfach möglichst rasch einen akademischen Titel holen wollen.

Zweitens: Die sogenannte Verweildauer, also die Zeit, die Junglehrer in ihrem Job verbringen, hat rasant abgenommen. Viele schmeissen schon nach einem oder zwei Jahren den Bettel hin, überfordert von der primären Aufgabe im Schulzimmer: dem Führen der Klasse und der effizienten und begeisterten Vermittlung des Stoffs.

Drittens: Erfahrene Lehrkräfte beklagen die mangelnde Erdung der Ausbildung an den pädagogischen Hochschulen. Ein Manifest des Forums Kindergerechte Schule für eine «praxisnähere Lehrerbildung» im Kanton Zürich haben über tausend Lehrer und Studenten der lokalen pädagogischen Hochschule unterschrieben. Ein deutliches Zeichen.

Fehlentwicklung in der Lehrerbildung

Dies alles deutet darauf hin, dass die Vorschläge der SVP in die richtige Richtung zielen. Fähige Lehrer müssen nicht nur durch ihre Persönlichkeit überzeugen, sondern zuallererst das pädagogische Handwerk beherrschen – wissenschaftliche Hochseilakte sind weniger gefragt. Lehrer von Drittklässlern scheitern nicht an den intellektuellen Anforderungen des Jobs, oft aber an den erzieherischen. Der drängende Wunsch nach akademischer und internationaler Anerkennung führte zur Streichung der Seminare und leitete eine Fehlentwicklung in der Lehrerbildung ein.

Der radikale Gegenentwurf der SVP dürfte in absehbarer Zeit wenig Chancen auf Verwirklichung haben. Wer ganze Hochschulsektionen zur Abschaffung empfiehlt, darf sich der geballten Gegenwehr des Bildungsestablishments sicher sein.

Dennoch ist der Vorstoss zu begrüßen. Er wird den Druck auf die pädagogischen Hochschulen erhöhen, die Praxistauglichkeit ihrer Studiengänge zu überprüfen. Die rege Nachfrage der Quereinsteiger im Zuge des aktuellen Lehrermangels zeigt, dass jenseits der vorgespurten universitären Pfade ein Potenzial an einsatzfreudigen und fähigen Lehrkräften besteht. Auf sie zu verzichten, kann man sich eigentlich nicht leisten. Lehrer, die sich in der Praxis bewährt haben, sind gute Lehrer. Auch ohne akademische Titel.

Kommentar

Fremdenfreundliche Schweiz

Von Alex Baur — Das Schweizer Flüchtlingswesen ist nicht nur ein Hohn gegenüber echten Verfolgten. Der Missbrauch bedroht die historisch gewachsene Toleranz gegenüber Einwanderern.

In der Sendung «Arena» zum Thema «Baustelle Asyl» waren sich die Politiker von links (Ueli Leuenberger, Grüne) über die Mitte (Gerhard Pfister, CVP) bis rechts (Heinz Brand, SVP) im Kernpunkt einig: Die Asylverfahren dauern viel zu lang. Die Sendung wurde letzte Woche ausgestrahlt, aber sie hätte auch vor zehn oder zwanzig Jahren stattgefunden haben können. Seit das Asylproblem in den 1980er Jahren akut wurde, ist man sich einig: Die Verfahren dauern viel zu lang. Nur sind jene, die für die viel zu langen Verfahren verantwortlich sind – Richter, Advokaten, Beamte –, bei den Debatten leider meistens abwesend.

Und leider sind die Verfahren, aller Absichtsbekundungen zum Trotz, über die Jahre nicht kürzer, sondern länger und komplexer geworden. Mit Wehmut erinnern wir uns an Bundesrat Arnold Koller (CVP), der 1993 eine durchschnittliche Dauer von «hundert Kalendertagen» anstrebte. Wer heute in der Schweiz einen Asylantrag stellt, wird im Schnitt nach zwölf Tagen erstmals summarisch befragt. Nach 129 Tagen erfolgt die erste ausführliche Anhörung, nach 284 Tagen der erste Entscheid.

Lange Verfahren sind das Ziel

Danach passiert im statistischen Modellfall 524 Tage lang nichts, weil der (übliche) Rekurs beim Bundesverwaltungsgericht (BVGer) lagert, das am Tag 808, also gut zwei Jahre nach Eingang des Asylgesuchs, seinen Entscheid fällt. Weil in der Zwischenzeit viel passiert sein kann, hat der Asylant die Möglichkeit, ein Wiedererwägungs- beziehungsweise Revisionsgesuch zu stellen. So kann statistisch gesehen nach 1535 Tagen oder gut vier Jahren mit einem definitiven Entscheid des BVGer gerechnet werden. Erst jetzt wird die Ausreise eingeleitet (oder auch nicht). Wird nicht der ganze Instanzenweg ausgeschöpft, dauert es vom Asylantrag bis zur Ausreise im Schnitt 1400 Tage.

Das Asylverfahren in der Schweiz ist längst zur formaljuristischen Farce verkommen. Für die allermeisten ist nicht der Entscheid das Ziel, sondern das Verfahren an sich, das mit Hilfe von Anwälten möglichst lange verschleppt wird. Echte Verfolgte können nur in sehr seltenen Ausnahmefällen die Mittel für die Reise in den reichen Norden aufbringen.

Die Bundesverwaltungsrichter haben derweil in ihren Kabinetten fern von jeder Realität und unter Berufung auf schwammige internationale Konventionen über die Jahre immer neue Gründe erfunden, die einen Aufenthalt



Ende der Gleichmut: Protest in Bettwil AG.

in der reichen Schweiz erlauben und die höchstens noch am Rande mit dem unbestrittenen Asylgedanken zu tun haben.

In jüngerer Zeit ist es da und dort zu massiven Widerständen in der Bevölkerung gegen den Bau von Asylunterkünften gekommen. Erstaunlich ist bloss, dass es so lange gedauert hat. Der systematische Missbrauch unseres Flüchtlingswesens ist wahrlich nichts Neues. Für die Gleichmut der Bevölkerung gegenüber der alltäglichen Verhöhnung des Rechtsempfindens gibt es eine Erklärung: Entgegen vieler Vorurteile ist die Schweiz ein ausgesprochen tolerantes und weltoffenes Land.

Dafür gibt es eine historische Erklärung. Die Schweiz blickt auf eine lange und fruchtbare Tradition der Migration (womit auch die Auswanderung gemeint ist) zurück, die lange als Bereicherung empfunden wurde. Schon vor hundert Jahren, als die ersten fremdenpolizeilichen Gesetze eingeführt wurden, waren etwa in der Stadt Zürich über ein Drittel der Bevölkerung Ausländer. Dass die Einwanderung als Nachteil, ja als Bedrohung wahrgenommen wird, ist ein relativ junges Phänomen. Die Verantwortung dafür tragen nicht jene, die die Probleme beim Namen nennen. Das Übel liegt beim herrschenden Establishment, das nicht willens oder nicht in der Lage ist, die Zuwanderung zum Wohle der Nation zu lenken.

Personenkontrolle

Hildebrand, Hugelshofer, Pfammatter, Schawinski, Markwalder, Schwab

Hat Philipp Hildebrand seine Spende an die Berghilfe nun überwiesen? Seinen angeblich gar nicht existierenden Spekulationsgewinn von 75 000 Franken habe er vor Weihnachten der Organisation gespendet, hatte Hildebrand gesagt. Bei der Berghilfe will man den Eingang weiterhin weder bestätigen noch dementieren. Mediensprecher Max Hugelshofer sagt: «Erfahrungsgemäss kommen die Spenden an, die öffentlich versprochen wurden.» (aku)

Wer glaubt, dass es in der Schweiz keine Armen gibt, wurde am Sonntag eines Besseren belehrt: «900 000 sind betroffen – Armut in der reichen Schweiz», titelte der *Sonntagsblick*. Die Zahl stammt vom Hilfswerk Caritas. Als arm bezeichnet es eine Familie mit zwei Kindern,



Keine Einkünfte aus Arbeit: Familie Pfammatter.

die weniger als 4600 Franken pro Monat verdient. Auf der Suche nach einer dieser Armen fand der *Sonntagsblick* Susanne Pfammatter, 35, mit ihren Kindern Leon, 9, und Nina, 7, aus Visp VS. Frau Pfammatter klagte: «3000 Franken erhalte ich im Monat, inklusive Sozialhilfe und Alimente.» Unbeantwortet liess der Artikel, warum die Familie keine Einkünfte aus Arbeit verbuchen kann. Die *Weltwoche* hat bei Frau Pfammatter nachgefragt. Sie sei gelernte Hauswirtschafterin, sagt die gebürtige Deutsche. Früher habe sie nicht gearbeitet, weil die Kinder klein gewesen seien. Grundsätzlich könne sie arbeiten. «Aber ich will nicht einen Grossteil meines Einkommens an die Kinderkrippe abgeben müssen.» Bei der Kindertagesstätte «Spillchischta» in Visp würde man Leon und Nina jedoch gerne aufnehmen, wie es auf Anfrage heisst. In der Tarifstufe 1 (bis 35 000 Franken steuerbares Einkommen) koste die Betreuung für zwei Kinder 36 Franken pro Tag, Mittagessen sowie Znüni und Zvieri inklusive, heisst es bei der «Spillchischta». Man habe für das nächste Semester noch Plätze frei. (cal)



Woz-Leser? TV-Talker Schawinski.

In seiner wöchentlichen TV-Talkshow pflegt Roger Schawinski auf einem Bildschirm Zitate seines Gastes einzublenden. Bei der letzten Sendung mit Christa Markwalder staunte die Berner FDP-Politikerin nicht schlecht, als andauernd die linke *Wochenzeitung* (*Woz*) als Quelle für die Zitate aufgeführt wurde. Liest Schawinski nur noch die *Woz*? Die Vermutung ist gar nicht so abwegig, sind doch seine politischen Ansichten oft deckungsgleich mit jener des Links-Blatts. Auch beim Zuspruch bewegt sich Schawinski auf *Woz*-Niveau: Die Zeitung erreicht 114 000 Leser, Schawinskis Radio 1 118 600 Hörer, seine letzte Sendung im Schweizer Fernsehen sahen 135 000 Zuschauer. (rb)

WEF-Gründer Klaus Schwab, der jährlich ein Forum für Spitzenkräfte aus Politik und Wirtschaft in Davos abhält, entwickelt Ambitionen als Moralapostel. Unter dem Titel «Mit Visionen und Werten gegen das Burnout» legte er der *Sonntagszeitung* dar, dass es an seinem Forum darum gehen werde, «ein neues Führungsmodell zu schaffen», denn «die mit nationalen Problemen beschäftigten, von einer Krise in die nächste schlitternden Leader hätten wenig spürbare Fortschritte erzielt». Die Richtung ist klar: Eine globale «Governance», entwickelt von abgehobenen Bürokraten, solle die Probleme richten. Die «Führungsverantwortlichen» müssten «durch konkrete Handlungen beweisen, dass soziale Verantwortung und moralische Verpflichtung für sie nicht nur Worthülsen sind». Der Oberklaus in der Produktion von Worthülsen ist WEF-Gründer Schwab. (fsc)



Worthülsen: WEF-Gründer Schwab.

Nachruf



Kompromisslos: Sängerin Etta James.

Etta James — Dass nicht sie es war, sondern Beyoncé Knowles, die zur Amtseinführung von Präsident Obama «At Last» singen durfte, hat sie bis zum Ende nicht verwunden. «Es ist mein Lied», sagte sie während eines ihrer letzten Konzerte in New York spürbar verärgert. Etta war 1961 zwar erst die dritte Interpretin dieser Schmachtnummer, nach Glenn Miller (1942) und Nat King Cole (1957) – und doch: Wer einmal «At Last» von ihr gehört hatte, konnte diese Stimme nicht mehr vergessen. Etta James hatte diesen Song und viele andere einfach in Besitz genommen. Eine Stimme von so durchschlagender Ausdruckskraft, eine Stimme, die keine Einschränkungen akzeptierte – weder Manierismen noch seifige Arrangements und schon gar keine Trends. In den Nachrufen hiess es, eine «grosse Soulsängerin» habe uns verlassen. Das greift zu kurz, denn die James stand über den Genres. Sie konnte Jazz, sie konnte Country, sie konnte Blues, Rock 'n' Roll und eben auch Soul. Als Tochter einer Vierzehnjährigen war Jamesetta Hawkins am 25. Januar 1938 zur Welt gekommen, und schon früh stand sie auf den Strassen von San Francisco und schrie sich die Seele aus der Brust, als sie der kürzlich verstorbene Johnny Otis entdeckte. Sie sang und lebte ohne Rücksicht auf Verluste und folgte ihrem Lebenskompass ähnlich rigoros wie Billie Holiday, Janis Joplin oder Amy Winehouse. «Die Leute denken, Blues sei depressiv», bekannte sie vor zwanzig Jahren. «But when I'm singing blues, I'm singing life!» Vor einer Woche ist Etta James in einem Krankenhaus in Kalifornien gestorben. Thomas Würdehoff

Hildebrand, die Medien und die Schweiz

Von Roger Köppel — Der Schweizer Ex-Notenbankpräsident Philipp Hildebrand musste wegen unstatthafter Devisengeschäfte zurücktreten. Sein Fall, von den Behörden zuerst verschleiert und bestritten, wird nun zur medialen Kampagne gegen Hildebrands Kritiker. Eine Zurechtrückung.



Verschobene Perspektiven: Ex-Notenbanker Hildebrand.



Bis zum Ende: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.



Von oben geoutet: Nationalrat Blocher.

Je länger die Berichterstattung dauert, desto absonderlicher werden die Themen und Gewichtungen. Nur wenige Wochen nach dem Rücktritt des zuvor gefeierten Notenbankpräsidenten Philipp Hildebrand haben sich die grossen Schweizer Medienhäuser auf Nebengeleise und Abwege verirrt. Im Visier stehen nicht die fragwürdigen Geschäfte des Notenbankers und die Fehler der Aufsicht, sondern die Überbringer der unerfreulichen Botschaft, die «Informanten» und «Quellen», die Politiker und Journalisten, die bei der Aufdeckung der Missstände eine entscheidende Rolle gespielt haben.

In die Diskussionen mischen sich neu auch prominente Kulturschaffende ein, die Ferndiagnosen und moralische Verurteilungen auf der Grundlage unvollständiger Faktenkenntnis abgeben. Tenor: Der weltgewandte Star-Funktionär der Schweizerischen Natio-

nalbank (SNB) wurde durch Intrigen und politische Hinterwäldler-Kampagnen zu Fall gebracht. Der Täter ist das Opfer. Eine Bagatelle wurde zum Skandal aufgeblasen.

Wer die Zeitungen liest, muss zwangsläufig den Eindruck bekommen, dass das Problem nicht im Fehlverhalten des Notenbankers besteht, sondern in dessen Enthüllung.

Die Perspektiven haben sich verschoben. Der Blick ist verzerrt. Eine Zurechtrückung tut not. Worum geht es eigentlich?

Schwerwiegender Verstoss

Dank den Recherchen der *Weltwoche* kam Anfang dieses Jahres heraus, dass Nationalbankpräsident Philipp Hildebrand auf seinem Privatkonto in voller Eigenverantwortung massiv mit Devisen- und Aktien spekulierte. Mehr noch: Die Transaktionen fanden jeweils im unmittelbaren Vorfeld von währungspoliti-

schen Eingriffen statt, die Hildebrand als SNB-Chef selber anordnete. Wir fanden heraus, dass Hildebrand mit einem einzigen Geschäft 75 000 Franken Gewinn innert weniger Wochen realisierte. Zudem wurden auf einem von vier bekannten Konti allein im letzten Jahr Devisenbewegungen in Millionenhöhe sichtbar. Hinzu kamen Aktienkäufe exportorientierter Firmen, die Hildebrand zwei Tage bevor er durch seine Geldpolitik den Franken schwächte und den Export ankurbelte, tätigte. Lediglich vier Tage nach Veröffentlichung unserer Recherchen musste der Notenbankpräsident, dessen Glaubwürdigkeit unrettbar verloren war, zurücktreten.

Wäre der Rücktritt vermeidbar gewesen? Wurde ein Bagatellfall zur künstlichen Affäre hochgeschrieben? Spielten politische Motive eine Rolle? Nein. Es war journalistische Pflicht, diese Tatsachen unmissverständlich darzule-

gen. Die Erklärung führt in den Kern des Themas. Notenbanken und ihre Direktorien verfügen über eine in Demokratien einzigartige Macht- und Vertrauensstellung. Sie haben Informationen und Instrumente in der Hand, mit denen sie den Konjunkturverlauf beeinflussen können. Sie bestimmen das Zinsniveau und die Geldmenge. Von ihren Entscheidungen hängen die Wechselkurse ab und damit die Rahmenbedingungen der gesamten Schweizer Industrie. Geht der Franken hoch, ächzen die Exporteure und jubeln die Importeure. Geht der Franken runter, ist es umgekehrt.

Aus diesem Grund und weil die Nationalbank eine für schweizerische Institutionen unerreichte Unabhängigkeit und Freiheit besitzt, war es bisher üblich, dass ihre Direktoren alles vermeiden müssen, was nur schon den Anschein eines Interessenkonfliktes erzeugen könnte. Notenbankdirektoren und ihre Kadermitarbeiter haben den Auftrag, sich für die Interessen der Schweiz und ihrer Wirtschaft einzusetzen. Sie sind die Gralshüter des Franken, dessen Wert sie bestimmen, um die Teuerung zu begrenzen und eine gesunde Konjunkturentwicklung zu ermöglichen. Wenn ein Notenbanker privat sein Vermögen in Aktien oder Fremdwährungen anlegt, wie dies bei Hildebrand der Fall war, oder darüber hinaus sogar als Privatmann aktiv in die Märkte eingreift, dann begibt er sich in unauflösbare Interessenkonflikte.

Stellen wir uns einen Notenbankpräsidenten vor, der selber oder innerhalb seiner Familie über ein Dollarvermögen in Millionenhöhe verfügt. Alle seine Entscheidungen, die er als Währungshüter trifft, haben direkte Auswirkungen auf seine persönlichen Vermögensinteressen oder die seiner Familie. Es ist nicht mehr klar, ob er sich für die Interessen der Schweiz oder für die Interessen seines Familienvermögens einsetzt. Es entsteht Unsicherheit über die Motive seiner Entscheidungen. Die Glaubwürdigkeit ist dahin.

Gefährlicher als ein Insider-Deal

Die NZZ hat kürzlich in einem interessanten Hintergrundartikel die Reglemente unterschiedlicher Nationalbanken untersucht. Es verwundert nicht, dass von der Europäischen Zentralbank bis hin zur schwedischen Notenbank auf einen Punkt besonders Wert gelegt wird: Die Notenbankdirektoren dürfen unter keinen Umständen Fremdwährungen halten oder andere Vermögensanlagen, die sie durch ihre eigenen Entscheidungen naturgemäss beeinflussen. Diesen Verhaltenskodex, der sich von selbst verstehen sollte, unterstrichen in zahlreichen Wortmeldungen auch ehemalige Mitglieder der Schweizerischen Nationalbank. Am eindringlichsten äusserte sich Hildebrands Vorgänger als SNB-Präsident, der stille Walliser Jean-Pierre Roth, gegenüber der

Zeitung *Le Temps*: «Was mich betrifft, stand es immer ausser Frage, an eine andere Währung zu glauben als an den Schweizer Franken. Ich habe deshalb nie andere Konten als solche in Schweizer Franken gehalten.»

Es geht hier nicht um moralisch anrüchiges Verhalten, es geht darum, dass private innerfamiliäre Devisen- oder Aktiengeschäfte mit der Funktion eines Notenbankpräsidenten prinzipiell nicht vereinbar sind. Solche Geschäfte mögen in strafrechtlicher Hinsicht nicht durch die Insiderstrafnorm erfasst sein, wie gewisse Experten betonen. Die «Insidergeschäfte» eines Notenbankpräsidenten sind aber eindeutig schädlicher und gefährlicher als die Insider-Deals, die in der Privatwirtschaft scharf geahndet werden.

Wenn der CEO einer börsenkotierten Firma qualifizierte Informationen zur persönlichen Bereicherung missbraucht, dann verschafft er sich einen illegalen Vorteil gegenüber anderen Marktteilnehmern. Das ist unschön, aber zu

Er könnte auf die Idee kommen, mit der Notenbank Währungen zu kaufen, die er selber hält.

Schaden kommt niemand. Stellen wir uns demgegenüber einen Notenbankpräsidenten vor, der selber oder im Rahmen seiner Familie wie Hildebrand über ein Millionenvermögen in Fremddevisen verfügt. Nehmen wir an, die von ihm gehaltenen Devisen verlieren massiv an Wert. Es ist vorstellbar, dass der Notenbankpräsident seine geldpolitischen Entscheidungen so ausrichtet, dass der Wertverlust seines Privatvermögens verringert oder gestoppt wird. Er könnte beispielsweise auf die Idee kommen, mit der Nationalbank Währungen zu kaufen, die er als Privatmann selber hält, um sich Zeit zu verschaffen, seine eigenen Devisen loszuwerden. In einem solchen Fall müsste die ganze Schweizer Volkswirtschaft unter den Konsequenzen leiden, die ein mit Fremdwährungen spekulierender Notenbankchef aus persönlichen Interessen verursacht.

Ein Insider-CEO in der Privatwirtschaft bereichert nur sich selbst. Ein Insider-Notenbanker kann Volkswirtschaften schädigen, um seine privaten Interessen zu verfolgen. Er wird zum Sicherheitsrisiko fürs Land. Deshalb darf er weder Devisen noch Aktien kaufen. Darum geht es im Fall Hildebrand. Deshalb mussten die Fakten in aller Deutlichkeit enthüllt und beim Namen genannt werden.

Der Skandal und seine Weiterungen

Die privaten Geschäfte sind das eine. Schlimmer noch war allerdings der Versuch der Behörden, Hildebrands Verstösse durch reglementarische oder juristische Spitzfindigkeiten tolerierbar zu machen. Wir erinnern uns: Am

Strafrecht

Dämme gebrochen

Die Medien haben im Verfahren gegen Reto T. die Regie übernommen.

Auch das wäre ein interessantes Thema für den Presserat: Dürfen Journalisten den Sarasin-Informatiker Reto T., der zu seinem eigenen Schutz in einer psychiatrischen Klinik interniert wurde, mit Interviews bedrängen? Wie sind die Aussagen eines psychisch angeschlagenen Mannes zu werten, der um seine Existenz kämpft? Sind sie journalistisch überhaupt verwertbar? Wie weit dürfen Medien in eine Strafuntersuchung eingreifen? Man würde zumindest eine gewisse Zurückhaltung erwarten.

Doch seit es darum geht, aus dem Fall Hildebrand einen Fall Blocher zu machen, sind alle Dämme gebrochen. Seit Tagen wird auf allen Kanälen über die angeblichen Beschuldigungen des Reto T. gegen seinen ehemaligen Weggefährten Hermann Lei und gegen SVP-Nationalrat Christoph Blocher berichtet. Allen voran die Sonntagspresse räumte den Aussagen des Informatikers viel Platz ein. Ungeniert wird aus vertraulichen Polizeiprotokollen zitiert. Mehrere Zeitungen betonten, sie würden sich «auf zwei verschiedene Quellen» stützen. Offenkundig war damit neben Reto T. ein Gewährsmann von demselben gemeint, der sich auf Reto T. beruft.

Welch ein Kontrast zur Rücksichtnahme, die dem gestrauchelten Nationalbank-Chef Philipp Hildebrand in strafrechtlicher Hinsicht zuteilwurde. Sofort und (fast) widerspruchslos hatte man sich darauf geeinigt, dass die privaten Devisen- und Börsengeschäfte des obersten Devisenhüters und seiner Frau nicht gegen die Insider-Strafnorm verstossen.

Richtig ist, dass Devisen im betreffenden Strafartikel nicht explizit erwähnt werden. Aber man hätte durchaus diskutieren und prüfen können, ob hier eine Gesetzeslücke besteht und wie Hildebrands Börsentransaktionen strafrechtlich zu beurteilen sind. Eine gefestigte Praxis zu dieser schwierigen Rechtsfrage gibt es nämlich nicht, aus einem simplen Grund: Bislang wurde noch nie ein Fall eines Nationalbank-Präsidenten bekannt, der mit Devisen und Wertpapieren speulierte.

Selbstverständlich hätte man dabei an die Prinzipien des Strafrechts erinnern dürfen: keine Strafe ohne Gesetz, im Zweifel für den Angeschuldigten. Sie gelten übrigens auch gegenüber SVP-Mitgliedern. *Alex Baur*

«Gefährliche Verschiebung»

Diese Woche entscheidet sich, ob es im Fall Hildebrand ein politisches Nachspiel gibt. Von Christoph Landolt

Was unternimmt die Politik im Fall Hildebrand? Weil SVP-Nationalrat Christoph Blocher sowie der Bundesrat in die Affäre um den spekulierenden Notenbank-Präsidenten involviert waren, sind die parteipolitischen Fronten abgesteckt. Früh hat die SVP eine parlamentarische Untersu-



«Umfassende Untersuchung»: Amstutz (SVP).

chungskommission (PUK) gefordert. Auf Anfrage bekräftigt der neue Fraktionspräsident Adrian Amstutz den SVP-Standpunkt: «Es braucht eine umfassende Untersuchung aller Transaktionen, Devisen- und Aktiengeschäfte der Mitglieder des SNB-Direktoriums und des Bankrats.» Auch die Aufsicht über die SNB und die diesbezüglichen Verantwortlichkeiten müssten überprüft werden.

BDP-Fraktionschef Hansjörg Hassler sieht die Justiz in der Pflicht. Die Umstände, die zu Hildebrands Rücktritt geführt hätten, müssten lückenlos aufgedeckt werden. Personen, die gegen das Gesetz verstossen hätten, seien zu bestrafen, fordert der Bündner Nationalrat. Untersuchen will er auch, ob die zuständigen Organe ihre Aufsichtspflicht wahrgenommen haben oder nicht. Dafür brauche es aber keine PUK. «Die richtige Instanz für diese Untersuchung ist eindeutig die Geschäftsprüfungskommission», sagt Hassler. Die GPK von Nationalrat und Ständerat tagen am Donnerstag und Freitag; sie entscheiden, ob der Fall Hildebrand vertieft untersucht wird.

Dabei dürfte es eine PUK schwer haben. Auch die Grünen und die FDP lehnen eine solche ab, wie Grünen-Fraktionschef Antonio Hodgers und FDP-Nationalrat Ruedi Noser erklären. Gemäss Noser sind Justiz, Bankrat und GPK gefordert. «Die GPK muss abklären, was genau passiert ist, als Calmy-Rey von Blocher informiert wurde.» Auch vom Bankrat erwartet Noser Antworten:

«Die interne Revision der Nationalbank rapportiert heute nicht an den Bankrat, sondern an das Direktorium. Das erscheint mir problematisch.» Für Hodgers steht Bankrats-Präsident Hansueli Raggenbass auf dem Prüfstand, er habe viel zu zögerlich gehandelt und mangelhaft kommuniziert. «Sollten die Untersuchungen ergeben, dass es dafür keine ausreichende Erklärung gibt, muss er seinen Hut nehmen.»

SP-Präsident Christian Levrat und seine Fraktionschefin Ursula Wyss waren für die *Weltwoche* nicht zu sprechen. Von Levrat war bisher nur zu hören, dass die Zürcher Staatsanwaltschaft die Untersuchungen auf Blocher ausweiten solle. Zusammen mit seinen Amtskollegen Christophe Darbellay (CVP) und Martin Bäumle (GLP) forderte Levrat ausserdem eine «Lex *Weltwoche*», die Medienhäuser zur Offenlegung der Eigentümerschaft zwingt. Er begründete dies damit, dass die *Weltwoche* «unter dem Deckmantel angeblicher Recherchen» eine «politische Kampagne» fahre.



Kritik am Bankrat: Hodgers (Grüne).

Ob die Strafrechtsprofessoren und SP-Politiker Daniel Jositsch und Martin Killias an Levrat dachten, als sie in der Zeitung *Sonntag* eine «gefährliche Verschiebung der moralischen Massstäbe» feststellten? Dass Hildebrands Privatgeschäfte in die Presse gekommen seien, möge «unschön» sein. Vorzuwerfen hätten sich das jedoch die Instanzen, welche «mit einem vorschnellen Persilschein bewirkt haben, dass die internen Kontrollen versagten» – gemeint sind PricewaterhouseCoopers und die Eidgenössische Finanzkontrolle. Die SP-Strafrechtler bedauern, dass heute für viele nur noch wichtig sei, dass das Bankgeheimnis verletzt und ein Bankauszug formal, aber nicht inhaltlich verändert worden sei. Das sind neue Töne von links.

23. Dezember veröffentlicht der Bankrat, das Aufsichtsorgan der SNB, eine Unbedenklichkeitserklärung zu den privaten Spekulationsgeschäften der Familie Hildebrand. Das Communiqué sprach in seltsamer Detailliertheit von «haltlosen Gerüchten». Die Untersuchung sei abgeschlossen worden. Es bestehe kein Handlungsbedarf. Es habe keine «unzulässigen Transaktionen» gegeben und «keinen Missbrauch von privilegierten Informationen». Lediglich habe Hildebrands Frau eine Fremdwährungstransaktion getätigt, die aber unbedenklich sei.

Es wurde behauptet, die Revisionsgesellschaft PricewaterhouseCoopers und die Eidgenössische Finanzkontrolle hätten «uneingeschränkten und vollständigen Einblick in sämtliche Banktransaktionen von Philipp Hildebrand und seiner Familie im Jahr 2011» gehabt. Der Fall wurde für erledigt erklärt. Zur Abschreckung weiterer Nachforschungen stand der Hinweis, dass sich der Bankrat und Philipp Hildebrand «rechtliche Schritte» gegen Dritte vorbehalten würden. Das Communiqué war vom Bankrat verfasst, aber auch vom Bundesrat abegesenet worden, wie Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf später öffentlich erklären sollte.

Medialer Begleitschutz

Kurz nach Veröffentlichung des Communiqués begann die *Weltwoche* mit ihren Recherchen. Sie schickte Nachfragen an die Behörden und löste damit erhöhte Nervosität aus. In den Zeitungen fanden sich immer mehr Details und entlastende Hinweise, die den Redaktionen offensichtlich von Seiten Bankrat und/oder Nationalbank zugesteckt wurden. Der mediale Begleitschutz erreichte seinen ersten Höhepunkt, als die beiden Sonntagszeitungen aus den Verlagen NZZ und Tamedia mit nahezu identischen Recherchen überraschten. Sie hatten unter Verletzung des Bankkundengeheimnisses offenbar teilweise Einblick bekommen in die Kontobewegungen und interpretierten die Zahlen als eindeutige Belege für Hildebrands Unschuld. Die *NZZ am Sonntag* schrieb vom «Konto der Frau». Die Währungsgeschäfte wurden im Zusammenhang mit dem Kauf von Bildern erklärt, die Hildebrands Gattin, eine international tätige Galeristin, unternommen haben soll. Bankrats-Präsident Hansueli Raggenbass sagte in der *Sonntagszeitung*, Hildebrand habe von den Transaktionen seiner Frau «nichts gewusst».

Als besonders pikant erwies sich aber etwas anderes: Beide Sonntagsblätter enthüllten ihren Lesern zeitgleich nicht nur den Namen der betroffenen Bank Sarasin. Sie streuten zudem, dass es der umstrittene SVP-Politiker Christoph Blocher gewesen sei, der den Bundesrat über die Devisengeschäfte informiert habe. Die Nachricht löste einen öffentlichen Solidarisierungsschub zugunsten Hildebrands aus.



Einfalt statt Vielfalt: Die Medien helfen den Behörden.

Wer Blocher outete, ist bis heute unbekannt. Aber es ist offensichtlich, dass sein Name ins Spiel gebracht wurde, um die Diskussion von der sachlichen Ebene der Devisentransaktionen auf die politische Ebene der Parteien zu heben. Es war auch ein Präventivschlag gegen die Recherchen der *Weltwoche*, denn jeder, der sich kritisch mit Hildebrands Geschäften befassen würde, sah sich unter den Anfangsverdacht der Kumpanei mit Blocher gestellt. Die *NZZ am Sonntag*, die über hervorragende Drähte ins Nationalbank-Präsidium verfügte, sprach denn auch vorsorglich von einer «Neuaufgabe der Kampagne» Blochers gegen Hildebrand.

Dann kamen die Enthüllungen der *Weltwoche*. Bereits die Vorabmeldung unserer Recherchen brachte die zuvor mauernden Behörden in Bewegung. Der Bankrat gab plötzlich den Revisionsbericht der Prüfgesellschaft PricewaterhouseCoopers (PwC) heraus. Erstmals wurden die streng geheimen Reglemente der SNB veröffentlicht. Hildebrand kündigte eine Pressekonferenz an.

Die von der *Weltwoche* veröffentlichten Transaktionen wurden durch den PwC-Bericht bis ins Detail bestätigt. Der von uns errechnete Spekulationsgewinn von 75 000 Franken, den es laut PwC gar nicht gegeben haben soll, wurde durch Hildebrand erstmals öffentlich zugegeben. Er habe, allerdings erst vor Weihnachten, eine Spende an eine wohltätige Organisation in gleicher Höhe ausbezahlt (75 000 Franken).

Erstmals wurden Fehler eingeräumt. Der Bankrat stellte eine Verschärfung der Reglemente in Aussicht, wonach in Zukunft keine Devisentransaktionen in der zuvor als unproblematisch abgesetzten Grössenordnung

möglich seien. Interessanterweise kam ebenfalls heraus, dass der PwC-Bericht die besonders umstrittenen Transaktionen Hildebrands als «heikel» einstufte, was der Bankrat in seinem Verschleierungscommuniqué vom 23. Dezember unterschlagen hatte.

Wer den PwC-Bericht genau las, dem fiel auf, dass sich das Gutachten ausschliesslich auf Informationen abstützte, die den Revisoren vom «Leiter Recht und Dienste der SNB» zur Verfügung gestellt worden waren. Mit Hildebrand selber hatte man augenscheinlich nicht gesprochen. Anlässlich der Pressekonferenz liess Bankrats-Präsident Raggenbass ausserdem lächelnd den ihm vertraulich zugespielten Namen des Thurgauer Rechtsanwalts, SVP-Politikers und Informanten Hermann Lei fallen. Die politische Debatte musste weiterköcheln.

Die Deckung bricht ein

Die Hildebrand-Deckung wurde trotzdem löchriger. Immer mehr Widersprüche kamen ans Licht. Der PwC-Bericht hatte von zwei Transaktionen von Hildebrands Frau gesprochen. Hildebrand betonte an seiner Medienkonferenz, er habe eine Transaktion getätigt, seine Frau die andere. Mit seinem in den Medien als souverän beurteilten Auftritt konnte Hildebrand zwar den Anschein erwecken, dass er sich im Sattel halten werde. Noch stellten sich Bankrat und Bundesrat geschlossen hinter ihn, doch schon bald bröckelte es auch hier. Neue E-Mails zerstörten die letzte Verteidigungslinie des Präsidenten, der sich mit dem Hinweis zu retten versuchte, es sei tatsächlich seine Frau gewesen, die ohne sein Wissen Dollars gekauft habe. Die *Weltwoche* hatte dieser Version von Beginn weg widersprochen, auch wenn es für die Beurteilung des Falles keine

Aufsicht

Offene Fragen

Bankrats-Präsident Hansueli Raggenbass bleibt auch nach dem Skandal vage.

Hansueli Raggenbass verspricht viel. Der Bankrat, den er präsidiert, wolle und werde die «Ereignisse zügig aufarbeiten». Das werde «gleichwohl einige Zeit in Anspruch nehmen». Konkretes ist dem Rechtsanwalt nicht zu entlocken. Schriftlich eingereichte Fragen der *Weltwoche* stossen ins Leere. Die Pressestelle der Schweizerischen Nationalbank verweist auf Interviews, die Raggenbass neulich gegeben hat. In den publizierten Gesprächen bleibt Raggenbass allerdings vage. Am 15. Januar wusste er zum Beispiel keine Antwort auf die Frage der *NZZ*, ob die privaten Geschäfte von Philipp Hildebrand bis zurück ins Jahr 2003 überprüft würden. «Das haben wir noch nicht entschieden», sagte er. Einen Tag zuvor hatte er sich nicht festlegen wollen, wann das neue Reglement für Eigengeschäfte von Direktionsmitgliedern vorliegen werde. «Wenn möglich» werde er es im April präsentieren können – als ob das nach dem Skandal Hildebrand nicht Priorität hätte.

Trotz seiner Medienoffensive – Interviews in der *NZZ*, in *Le Temps*, in der *Sonntagszeitung* und im *Sonntag* – besteht nach wie vor ein hoher Informationsbedarf. Die Rolle des Bankrates in der Affäre bleibt unklar. Raggenbass macht einen grossen Bogen um heikle Fragen. Es erhärtet sich der Verdacht, dass der Bankrat seiner Aufsichtsfunktion nicht gewachsen ist. So hatte er Ende Dezember Hildebrand eine «Unbedenklichkeitserklärung» ausgestellt und behauptet, Gerüchte über dessen Bankgeschäfte entbehrten jeder Grundlage.

Die *Weltwoche* wollte deshalb von Raggenbass wissen, wie er seine Kompetenz beurteile, Fehlverhalten von Direktionsmitgliedern zu erkennen? (Keine Antwort.) Ob der Bankrat Konsequenzen aus der Tatsache ziehen werde, dass er vor dem Rücktritt Hildebrands aufgrund unvollständiger Datenlage informiert hatte? (Keine Antwort.) Ob die Revisionsfirma vom Bankrat gerügt wurde, weil sie in ihrem Bericht Ende Dezember Hildebrand in ein zu günstiges Licht gerückt hatte? (Keine Antwort.) Offen bleibt somit die entscheidende Frage, ob die Kontrolle über das Gebaren der Notenbankelite künftig scharf genug sein wird.

Pierre Heumann

Rolle spielt, ob Hildebrand selber oder seine Familie mit Fremddevisen spekuliert.

Die nach dem *Weltwoche*-Artikel veröffentlichten E-Mails belegten schliesslich, dass Hildebrand sehr wohl im Bild gewesen war und auch die fragliche Transaktion über seinen Bankberater und die Frau höchstpersönlich angeordnet hatte. Die Recherchen waren richtig. Gleichzeitig sickerte durch, dass sich der Bankrat allmählich von Hildebrand lossagte und auch die beiden SNB-Direktoriumskollegen ihrem Präsidenten das Vertrauen entzogen hatten. Am längsten hielt der Bundesrat zu Hildebrand. Dieser gab vier Tage nach Veröffentlichung unseres Artikels seinen Rücktritt bekannt.

Es folgte eine Kettenreaktion. 24 Stunden nach dem Rücktritt distanzieren sich die Kontrolleure von ihren entlastenden Kontrollgutachten. PwC distanzierte sich von der un-

Unvollständige Vollständigkeits- erklärungen wurden für vollständig erklärt.

vollständigen Vollständigkeitsklärung der Nationalbank. Die Eidgenössische Finanzkontrolle distanzierte sich ebenso wie die Nationalbank von den Vollständigkeitsklärungen Philipp Hildebrands. Der Bankrat distanzierte sich vom Nationalbank-Präsidenten, und die Bundespräsidentin distanzierte sich vom Bankratspräsidenten, hinter den sie sich zuvor noch vorbehaltlos gestellt hatte. Ohne die Recherchen der *Weltwoche* wäre die Schweiz noch heute auf dem Stand der wahrheitswidrigen, beschönigenden Pressemitteilung des Bank- und Bundesrats vom 23. Dezember 2011. Wir hätten keinen PwC-Bericht, keine E-Mails und keine Reglemente, dafür hätten wir nach wie vor einen spekulierenden Notenbankpräsidenten mit einem Millionenvermögen in Fremddevisen und eine politische Komplott-Theorie, die alles zudeckt.

Das Fazit

Worum also geht es im Fall Hildebrand? Es geht nicht um politische Intrigen und Manöver. Es geht nicht um einen Thurgauer SVP-Anwalt und den Informatikmitarbeiter einer Bank. Es geht weder um die Quellenlage noch um einen Schweizer Nationalrat, der zum Bundesrat ging, um die Angelegenheit ohne Getöse zu bereinigen, dann aber aus politischen Gründen von den Leuten verpetzt wurde, an die er sich unter Zusicherung gegenseitiger Vertraulichkeit gewandt hatte.

Es geht im Fall Hildebrand zunächst darum, dass ein Notenbankchef durch private Devisen- und Aktientransaktionen untragbare Interessenkonflikte erzeugte, die ein Sicherheitsrisiko für die Schweiz bedeuten.

Es geht, zweitens, um ein Versagen des internen Rechtsdienstes der SNB, der von den

Transaktionen Kenntnis hatte, diese aber zulässig und sogar, wenn auch mit Vorbehalt, absegnete.

Es geht, drittens, um einen kollektiven Fehlschlag der Gutachter, die unvollständige Vollständigkeitsklärungen für vollständig erklärten und damit die Öffentlichkeit mit falschen Berichten in die Irre führten.

Es geht, viertens, darum, dass der Bankrat nicht nur seine Aufsichtspflichten nicht wahrnahm, sondern sich in fahrlässiger Weise einspannen liess für eine Rechtfertigungskampagne des Notenbankpräsidenten, den zu beaufsichtigen man sich offensichtlich nicht getraute.

Und es geht, fünftens, um den Bundesrat, der sich viel zu lange und wider besseres Wissen hinter Hildebrand stellte, die Fakten nicht sehen wollte, ja aktiv vertuschte und selbst nach dem Rücktritt des SNB-Präsidenten öffentlich erklärte, es sei eigentlich nichts Verwerfliches vorgefallen.

Auch die Medien versagten. Die meisten Zeitungen schrieben die offiziellen Verlautbarungen fast wörtlich ab. Sie nahmen die Schutzbehauptungen der Behörden zum Nennwert. Als sich bereits abzeichnete, dass Hildebrands Glaubwürdigkeit zerschlagen war, stürzten sich die grossen Zeitungen mit Wonne entweder auf die Informanten aus dem Umfeld der SVP oder aber auf die *Weltwoche*, die sich durch ihre Enthüllungen bei den Konkurrenten und bei den Behörden unbeliebt gemacht hatte.

Immer neue Ablenkungsmanöver

Die Ablenkungsmanöver dauern an. Die Journalisten werden täglich mit immer neuen vertraulichen Informationen aus den strafrechtlichen Untersuchungen gegen die mutmasslichen Informanten beliefert. Das Ziel ist eine möglichst effiziente Vorverurteilung jener Leute, die aufgedeckt haben, was die jetzt erstaunlich heftig recherchierenden Journalisten nicht sehen konnten oder wollten. Selten haben sich die Medien distanzloser an einer Machtdemonstration des Staates zur Einschüchterung seiner Kritiker beteiligt.

Viele Fragen bleiben offen: Wird der Bankrat seine Ankündigung wahrnehmen und die Bankkonten aller SNB-Direktoriumsmitglieder einer eingehenden und diesmal wirklich unabhängigen Prüfung unterziehen? Werden die Konten des abgetretenen Präsidenten, wie in Aussicht gestellt, vollständig untersucht bis zurück ins Jahr 2003? Bis jetzt sind nur die Transaktionen öffentlich gemacht worden, welche die *Weltwoche* dokumentierte. Werden personelle Konsequenzen im Bankrat folgen? Wird das Versagen der Aufsicht aufgearbeitet? Werden Massnahmen ergriffen, um für die Zukunft zu verhindern, dass Ähnliches nochmals passiert?

Es braucht den Druck unabhängiger Medien, damit sich beim Staat etwas bewegt. ○

Die Deutschen

Im Nebel

Von Henryk M. Broder — Es gibt neue, umwerfende Erkenntnisse zum Antisemitismus.



Wann immer die Regierung nicht weiterweiss oder sich ein Problem vom Hals schaffen möchte, bittet sie «unabhängige Experten» um Rat, weil im Kanzleramt und

in den 14 Bundesministerien offenbar nur abhängige Beamte Dienst nach Vorschrift schieben, auf deren Sachverstand kein Verlass ist. So kam es, dass 2009 ein «Expertengremium» eingesetzt wurde, um ein Gutachten zum Stand des Antisemitismus zu erarbeiten. Dieses Gutachten wurde letzten Montag in Berlin vorgestellt. Es kommt zu einem überraschenden Ergebnis – Antisemitismus sei in der deutschen Gesellschaft noch immer «tief verankert» –, und es nennt eine Zahl, die man in allen Studien zum Antisemitismus der letzten Jahre findet. Etwa 20 Prozent der Deutschen seien mehr oder weniger antisemitisch. Ferner stellen die «unabhängigen Experten» fest, der «Antisemitismus in unserer Gesellschaft» basiere «auf weit verbreiteten Vorurteilen, tief verwurzelten Klischees und auf schlichtem Unwissen über Juden und das Judentum».

Auch das eine umwerfend neue Erkenntnis, wobei man inzwischen fragen muss, wer wovon weniger Ahnung hat: die Antisemiten von den Juden oder die Antisemitismusforscher von den Antisemiten. Die Behauptung, Antisemitismus sei eine Folge des «Unwissens über Juden und das Judentum», gehört ihrerseits in das Reich der Vorurteile und Klischees. Viele Antisemiten, von Voltaire bis Goebbels, waren gebildete Leute und wussten über das Judentum gut Bescheid.

Die «unabhängigen Experten» können nicht einmal sagen, was sie untersuchen, sie drehen sich im Kreise wie Wanderer im Nebel. Nicht alle Gewalttaten, die gegen Juden verübt werden, schreiben sie, müssten «antisemitisch motiviert» sein. Der Antisemitismus sei «mehr eine Ablehnung der gesamten jüdischen Gemeinschaft als die des einzelnen Menschen». Es ist, als würden sie einer Frau, die vergewaltigt wurde, raten, es nicht persönlich zu nehmen.

In einem Land, in dem man vor kurzem kein Problem damit hatte, festzulegen, wer Jude, Halbjude und Vierteljude sein soll, tut man sich mit der Definition von Antisemitismus schwer. Wie wäre es damit: Ein Antisemit ist, wer die Juden noch weniger leiden kann als die Antisemitismusforscher.

Amerika übt den Klassenkampf

Von Hansrudolf Kamer — Obama hat den Klassenkampf in den amerikanischen Wahlkampf getragen. Auch den Republikanern fällt nichts Besseres ein. Wird Amerika zur Neidgesellschaft?



In Amerika ist ein Wahlkampf im Gang, der weit über das Hin und Her bei den republikanischen Vorwahlen hinausgreift. Etwas Ur-Amerikanisches scheint ins Wanken zu geraten. Alexis de Tocqueville, der

grosse französische Amerika-Analytiker, hatte nach dem Ende der Herrschaft von Napoleon Anfang des 19. Jahrhunderts festgestellt, er kenne kein anderes Land, in dem die Idee permanenter Gleichheit des Besitztums stärker verachtet werde.

Das war lange Zeit richtig, heute trifft es nicht mehr zu. Den Raubrittern der Finanzindustrie ist es offenbar gelungen, diese Grundüberzeugung ins Wanken zu bringen. Die These, dass die Summe aller möglichst unbehinderten Eigeninteressen die Gesellschaft voranbringt, Wohlstand generiert und Freiheit bewahrt, wird immer öfter mit einem müden Lächeln quittiert.

So ist nun im Wahlkampf-Amerika und an den Powwows wie in Davos vielmehr die Rede davon, wie der Kapitalismus zu zähmen sei. Das ist ganz im Sinne von Präsident Obama. Im Dezember hatte sich der Einzigartige («The One»), wie Maureen Dowd ihn nennt, nach Osawatomie in Kansas begeben, um eine Rede zu halten. Er wollte Roosevelt kopieren – nicht Franklin, sondern Teddy, den 26. Präsidenten.

Es war im tropischen Sommer 1910. TR, die Dampfmaschine in Hosen, wie er wegen seiner unerschöpflichen Energie titulierte wurde, war seit mehr als einem Jahr nicht mehr Präsident, ärgerte sich aber masslos über den Gang der Dinge. Auf einem Küchentisch stehend, hielt er ein fulminantes Plädoyer für eine progressive Politik, die zentralstaatlichen Aktivismus zur Einzäunung kapitalistischer Exzesse ankündigte.

Wenig später löste Roosevelt die Progressiven, die bisher in der Republikanischen Partei beheimatet waren, aus der Koalition mit den Konservativen. Die Grand Old Party spaltete sich, und der Weg war frei für die Wahl des Demokraten Woodrow Wilson zwei Jahre später.

Obama ist temperamentmässig kein TR, sieht sich aber als Erbe der Progressiven. Seine Situationsbeschreibung ähnelt jener von «Oc-

cupy Wall Street»: Die Reichen, 1 Prozent der Bevölkerung, unterdrückten die restlichen 99 Prozent. Die atemberaubende Gier der wenigen erdrücke die Mittelklasse. Wenn die Reichen nur ihren fairen Anteil an den Steuern bezahlten, hätte die Mittelklasse eine Chance. Denn dann hätte der Staat genügend Mittel, um in Erziehung und Innovation zu investieren. Das – und nur das – sei der Königsweg zum Wohlstand für alle.

Rechnung ohne den Wirt

Obamas Klassenkampf-Rhetorik zielt darauf ab, die demokratische Parteibasis anzufeuern. Er braucht sie, auch wenn er später wieder vom Klassenkampf abrücken wird. In den Umfragen löste Obamas Exkursion nach Osawatomie kaum Veränderungen aus. Man hatte so etwas von ihm erwartet. Und wer sich die Mühe machte, die Zahlen etwas genauer anzuschauen, kam ohnehin zu andern Schlüssen als der Präsident.

Doch wer immer Obama den als temporär gedachten Schwenker nach links empfohlen hatte, machte die Rechnung ohne den Wirt. Auch die Republikaner «können» Klassenkampf – nur bekriegen sie sich damit selber. In höchster Bedrängnis entdeckten Rick Perry, damals noch Kandidat, und Newt Gingrich, der spätere Sieger von South Carolina, die

Heuschreckenplage: Der Spitzenreiter Mitt Romney habe als Chef von Bain Capital, seiner Kapitalbeteiligungsgesellschaft, statt *venture capitalism* *vulture capitalism* praktiziert, statt Risiko-Kapital zur Verfügung zu stellen, Unternehmen geplündert und liquidiert, Arbeitsplätze und die Lebensgrundlage der Angestellten zerstört.

Amerika ist oder war keine Neidgesellschaft, wie das Tocqueville richtig konstatiert hatte. Ein sachlicher Rückblick auf die letzten dreissig Jahre zeigt auch, dass die Private-Equity-Revolution notwendig war und von einem eloquenten Politiker auch verteidigt werden könnte – Romney ist nicht dieser Politiker. Sie steigerte im Zeitalter der Globalisierung die Wettbewerbsfähigkeit der amerikanischen Wirtschaft. Ohne sie wären mehr Arbeitsplätze verlorengegangen.

Doch wirtschaftliches Kalkül ist nicht alles. Die Finanzkrise hat sich langsam ins Bewusstsein gefressen. Es geht nicht einmal um die Einkommens- und Besitzverteilung, die sich in den letzten Jahren zuungunsten der Mittelklasse und zum Vorteil der Superreichen verändert haben soll. Statistiken lassen sich immer so oder anders lesen.

Wichtig ist die Perzeption, und diese ist eindeutig. Umfragen zeigen an, dass mehr als 75 Prozent inzwischen glauben, zu viel Macht liege in den Händen weniger Reicher und grosser Unternehmen. Das sind Eindrücke und Gefühle, die politisch wirksam werden. Es hängt, mit andern Worten, sehr viel davon ab, wie sich diese «Machthaber» aufführen. Elitäres Gehabe, besonders wenn es von PR-Firmen geschönt wird, untergräbt die Fundamente, auf denen alles aufgebaut ist. Es braucht auch hier mehr schöpferische Zerstörung.



Schwenker nach links: US-Präsident Obama in Kansas.

Erregung in Schlumpfhausen

Von Christoph Mörgeli

Die Schlümpfe leben in Schlumpfhausen, wie man weiss. Schlumpfhausen wird als «Schlumpfokratie» ohne weitere Staatsorgane regiert. Damit ist verständlich, dass Eveline Widmer-Schlumpf unlängst meinte, dass sie ihren «Mädchennamen wieder hätte annehmen sollen». Wer den Auftritt der Bundespräsidentin in der «Arena» sah, erlebte einen Vorgesmack dieser «Schlumpfokratie». Die Frau stellte ihre Kritiker als Gefahr für unsere Institutionen, ja als Staatsfeinde hin. Sie betrachtet sich selber als Institution. *L'Etat, c'est moi.*

Für die Widmer-Schlumpf-Schweiz, die Ringier-Schweiz, die Swiss-Award-Schweiz klappte bis vor kurzem alles tadellos: Wiederwahl als Bundesrätin, Wahl zur Bundespräsidentin. Es lief so geschmiert, dass man sich fast jedes Schmierstück leistete. Die SVP-freien Zonen in Politik, Medien, Kultur und Gesellschaft umarmten sich im Freudentaumel. Und waren felsenfest überzeugt, ihren Nationalbank-Präsidenten Philipp Hildebrand halten zu können. Mit behördlichen Persilscheinen, bundespräsidialen Falschaussagen, verlogenen Ehrenerklärungen.

Als Hildebrands Kartenhaus wegen eines einzigen *Weltwoche*-Artikels zusammenbrach, brach für die Widmer-Schlumpf-Schweiz mehr als ein Kartenhaus zusammen. Nämlich eine ganze Widmer-Schlumpf-Welt. Seither herrscht Konsternation. Und Wut. Und Dummheit. «Hildebrand wieder einsetzen!» – titelt der *Blick* über seine Leserbriefe. Germanistikprofessor von Matt hätte Hildebrand als «unersetzliches Kapital» nie zurücktreten lassen. Moderator Schawinski sieht den Fall «bis zur Unkenntlichkeit skandalisiert». CVP-Ständerat Bischof bedauert den unschuldigen Hildebrand als Opfer von «Brandstiftern». *Magazin*-Kolumnist Binswanger vermisst das «politische Immunsystem», weil der zockende Notenbankchef gehen musste. Und alt Bundesrat Leuenberger sieht «eine rigorose Prüderie».

Mittlerweile riecht jede Bahnhoftoilette hygienischer als der Wertekodex unserer Eliten. Sie waschen einen Beamten rein, der unsere Nationalbank und gleichzeitig sein persönliches Spielkasino betreute. Der Skandal ist, dass der Skandal keiner mehr ist. Korruptionsähnliche Zustände gelten als normal. Schlumpfhausen ist alles andere als gemütlich. Denn es liegt viel näher an dem Kosovo, Kongo, Kirgistan und Kolumbien als jene Schweiz, die wir bislang kannten.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Die entscheidende Wahl

Von Peter Bodenmann — Johann Schneider-Ammann wünscht sich einen Eurokurs von Fr. 1.40. Was macht der Bundesrat dafür?



Wer gewählt wird, ist nicht unabhängig: Wirtschaftsminister Schneider-Ammann.

Die Europäer leiden unter der deutschen Domina Angela Merkel. Die Kanzlerin will nach den Rezepten der schwäbischen Hausfrau Europa totsparen. Ohne Euro-Bonds. Ohne volkswirtschaftlichen Sachverstand.

EZB-Chef Mario Draghi versucht über Umwege Merkel auszubremsen. Deshalb gibt er den europäischen Banken für drei Jahre 500 Milliarden Euro zu einem Prozent Zins. Das Ziel: Die staatlich gedopten europäischen Banken sollen Spanien und Italien halbwegs günstige Kredite geben. Und sich und ihren Kreditnehmern Leben und Überleben erleichtern.

Draghis *Bubentrickli* scheint zu funktionieren: Freund Mario Monti bekommt neu das Geld für drei Jahre zu 3,38 Prozent Zins. Bei den Banken bleiben 2,38 Prozent liegen. Die Boni der Banker sind somit im Trocken.

Die Möglichkeiten von Nationalbanken werden unterschätzt. International und national. Nehmen wir an, die Schweizer Nationalbank folgt dem Beispiel Dänemarks, das seinerseits heute Geld trotz Anbindung an den Euro zu Negativzinsen aufnimmt. Und setzt einen Kurs von Fr. 1.40 pro Euro durch. So, wie sich dies unser Wirtschaftsminister wünscht.

Vorteil 1 — Die Schweizer Exportindustrie ist über Nacht wieder konkurrenzfähig. Dies selbst bei steigenden Löhnen.

Vorteil 2 — Schweizer kaufen weniger im Ausland ein. Und Ausländer mehr in der Schweiz.

Migros und Coop atmen auf, genau wie die Bergbahnen und die Hotellerie.

Vorteil 3 — Die Preise bleiben wegen der weltweiten Überkapazitäten und der sich durchsetzenden Parallelimporte stabil.

Vorteil 4 — Die SNB kassiert über Nacht einen Währungsgewinn von rund fünfzig Milliarden Franken. Bund und Kantone bekommen wieder mehr Geld aus diesem ihrem Kässeli.

Vorteil 5 — Statt einer Rezession gibt es in der Schweiz im Jahr 2012 zwei Prozent Wachstum. Bund, Kantone und Gemeinden bauen ihre Schulden weiter ab. AHV, IV und Arbeitslosenkassen schwimmen im Geld.

Niemand ist unabhängig, der von anderen gewählt wird. Deshalb wählten die Europäer Mario Draghi und keinen Deutschen. Der Bundesrat hat alle Fäden in der Hand. Er wählt den neuen Präsidenten der Nationalbank.

Das Wahlgeschäft wird von drei Bundesräten vorbereitet. Maurer wird als das «Instrument seiner Partei» Eveline Widmer-Schlumpf weiter destabilisieren wollen. Die Bündnerin selber ist unter Druck. Und Simonetta Sommaruga bewies bereits bei der Verteilung der Departemente, dass sie auf der Klaviatur der Macht nicht spielen kann. Amen statt Ammann.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Drei Männer im Schnee

Von Kurt W. Zimmermann — Auf dieser Liste zu sein, ist ziemlich S... Aber es bleibt noch fast ein Jahr für eine Korrektur.

Zu Jahresanfang darf man als Kolumnist die Leser nicht enttäuschen. Zu Jahresanfang erwarten die Leser die traditionelle Liste. Es ist die Liste, welche die sprachlich etwas derberen Engländer als *shit list* bezeichnen.

Auf der S-Liste stehen jene Persönlichkeiten, die in der Tinte sitzen und für die 2012 das Jahr des Erfolgszwangs ist. Wenn der Erfolg ausbleibt, dann stehen sie bald auf keiner Liste mehr, auch auf keiner Lohnliste.

Angeführt wird die Liste von Ruedi Matter. SRF-Direktor Matter, der oberste Programmchef des Staatsfunks, hat einen einzigartigen Minusrekord aufgestellt. Der Marktanteil seines Fernsehens brach 2011 um volle drei Prozent ein und unterschritt erstmals die 30-Prozent-Limite. Das gab es noch nie in der Mediengeschichte.

Das Problem Matters ist schnell erklärt. Er ist nicht Matter. Er ist de Weck jun. Wie ein Papagei imitiert er SRG-Generaldirektor Roger de Weck und parliert ungebremst über die programmatisch-politische Relevanz des konkordanten Kohäsionsfernsehens. Er verkennet, dass für solch staatstragende Predigten sein Chef de Weck sen. zuständig ist. Matters Job hingegen sind die Zuschauerzahlen.

«What's the matter?»

Die S-L-Prognose: Wenn Matter im 2012 nochmals Marktanteile verliert, dies trotz Quotenrennern wie Olympia und Fussball-EM, dann stellt sich nur noch eine Frage: *What's the matter?* Dann setzt es zu seiner Person eine heftige Personaldiskussion ab.

Nummer zwei auf der Liste ist Swisscom-Chef Carsten Schloter. Schloter kann fließend Französisch und kennt Frankreich gut. Italienisch kann er nicht, und er kennt Italien nicht. Darum war ihm eine Grundregel Italiens unbekannt: Nur Wahnsinnige kaufen in diesem Land ein Unternehmen ausserhalb vom Südtirol und dem Aostatal. Ausserhalb vom Südtirol und dem Aostatal liegt bekanntlich Sizilien.

Schloter wusste das nicht. Er kaufte darum für acht Milliarden Franken den Breitband- und TV-Betreiber Fastweb aus Milano. Das Unternehmen ist, nüchtern bewertet, heute noch einen Viertel davon wert. Ein nächster Abschreiber ist absehbar.

Die S-L-Prognose: Wenn Schloter bis Ende Jahr die Fastweb-Debakel nicht gelöst hat, dann wird der neue Swisscom-Präsident Hansueli Loosli die personelle Notbremse ziehen und sagen: «C'est le bout de la merde.» Französisch versteht Schloter gut.



Einzigartiger Minusrekord: SRF-Chef Matter.

Nummer drei auf der Liste ist Markus Somm. Er steht mit der *Basler Zeitung* zwar nur einem kleineren Regionalblatt vor, aber kein anderer Chefredaktor einer Schweizer Tageszeitung hat eine auch nur annähernd vergleichbare Resonanz.

Somm hat, das ist unbestritten, aus dem vormaligen Käseblättchen wieder eine beachtete Qualitätszeitung gemacht. Aber er ist mitschuldig daran, dass der ohnehin zur Hysterie neigende Basler Salon letztes Jahr völlig durchgedreht ist. Somm vergass, dass die wahrste Tugend, die ein Journalist haben muss, seine Glaubwürdigkeit ist.

Ein Chefredaktor, der mitten im Trubel sagt, ihn interessiere nicht, wer seine Zeitung besitze, der sagt ungefähr dasselbe wie ein Söldnerhauptmann, der sagt, ihn interessiere nicht, für wen er in die Schlacht ziehe. Das geht vielleicht im bezahlten Kriegshandwerk, im bezahlten Schreibhandwerk geht das nicht. Wer bei Dritten Transparenz fordert, muss diese Forderung auch im eigenen Hause durchsetzen. Alles andere ist Larifari und schadet der eigenen Unabhängigkeit.

Die S-L-Prognose: Wenn Somm bis Ende Jahr das Vertrauen nicht zurückgewinnt, wird der neu-alte Zeitungsbesitzer Tito Tettamanti in seinem hübschen Tessinerdeutsch sagen: «L'aidier aben wir uns von Err Somm trennen müssen. Wir danke imm für das Einsatz.»

1,44 Millionen für zwei Pyro-Knaller

Von Alex Baur

Die Behauptung, es sei hier mit Kanonen auf Spatzen geschossen worden, wäre geschmacklos und masslos übertrieben. Es kamen bloss zwei Pyro-Knaller vom Typ «Vogelschreck» zum Einsatz, mit denen Bauern normalerweise gefräßige Spatzen verjagen und die der schwarze Block bei Demos auf Polizisten abfeuert. Die Knaller wurden auch nicht gegen Spatzen eingesetzt, sondern gegen die damalige Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey (SP), die in Anlehnung an ihr Vorbild Edith Piaf höchstens spasseshalber als «Spatz von Genf» bezeichnet wird.



Die beiden Pyro-Knaller detonierten am 1. August 2007 nach der Festrede von Calmy-Rey auf der Rütliwiese. In den Medien lösten sie allerdings ein überwältigendes Echo aus, das den Pyro-Knall um ein Vielfaches überdröhnte. Die Bundesanwaltschaft fahndete nach dem Petarden-Leger, den der *Blick* auf den Namen «Rütli-Bomber» taufte. Am 29. Januar 2008 gelang den Fahndern aufgrund eines Tipps vom Geheimdienst die Verhaftung eines jungen Mannes mit verdächtig kurzem Haarschnitt, einem Hang zu Militaria und Kontakten zu rechtspatriotischen Kreisen.

Nach zehn Monaten kam der Verdächtige, fast unbemerkt von der Öffentlichkeit, wieder frei. Im letzten Oktober, also über vier Jahre nach dem Knall, hat die Bundesanwaltschaft das Verfahren gegen den vermeintlichen Rütli-Bomber nun sang- und glanzlos eingestellt. Ausser dem anonymen Tipp und einem unguuten Gefühl, so ist der Einstellungsverfügung zu entnehmen, hatte man schlicht nichts gegen den Verdächtigen in der Hand.

Dabei hatte die Bundeskriminalpolizei (BKP) keine Mühe gescheut, um den Mann zu überführen. Und auch keine Kosten. Monatelang wurde der Telefon-, Chat- und Mail-Verkehr im Umfeld des vermeintlichen Rütli-Bombers überwacht. 8650 Mannstunden wendete die BKP für die allgemeinen Ermittlungen auf, was bei einem Stundenansatz von 120 Franken mit 1,036 Millionen Franken zu Buche schlug. Unter anderem stellte die IT-Abteilung 142 050 Franken in Rechnung, die Spurensicherung 33 858 Franken und die Abteilung Observation 170 782 Franken. Insgesamt verursachten die zwei Pyro-Knaller auf dem Rütli allein bei der BKP Kosten von 1 441 702 Franken.

Leserbriefe

«St. Moritz mag sehr wohl in den sechziger und siebziger Jahren im alten Glanz erstrahlt sein. Seither ist nicht mehr viel passiert.» *Roman Cotti*



Wo bleibt das jüngere Publikum? St. Moritz.

Auf dünnem Eis

Nr. 3 – «Mythos Engadin»;
Florian Schwab über das Bündner Bergtal

St. Moritz mag sehr wohl in den sechziger und siebziger Jahren im alten Glanz erstrahlt sein. Seither ist nicht mehr viel passiert. Dies erkennt man schon auf den ersten Blick, wenn man die alten renovierungsbedürftigen Betonklötze von St. Moritz Bad bis Via dal Bagn Richtung Dorf anschaut. Vergleicht man das Innenleben der Vier- oder Fünfsternehotels mit den

neuen Mittelklassehotels in Österreich, fühlt man sich wirklich vierzig Jahre zurückversetzt. Was die Infrastruktur anbelangt, scheint St. Moritz so manches verschlafen zu haben. Ein sich «Top of the World» nennender Ort ohne Hallenbad – das in Planung stehende Badprojekt ist immer noch umstritten – ist schon fast anmassend. Das alte, urtümliche Kino wird ebenfalls ab nächstem Jahr der Geschichte angehören. Ausgangslokale für jüngeres Publikum findet man in lediglich zwei kleinen, verrauchten Discoklubs. Hält man sich in den im

Artikel erwähnten Restaurants und Hotelhallen auf, dann fällt einem bald der Altersdurchschnitt von gut sechzig Jahren auf. Dabei hätte St. Moritz doch mit den zahlreichen Sonnenstunden und dem Blick auf den See grosses Potenzial für schicke, helle Lokale für ein auch jüngeres Publikum. Wird im Artikel von Unternehmergeist gesprochen, findet man heute als Gast leider oft nur Abzocke, wie erwähnte Restaurantkonzepte, die einfaches Essen und Holzhüttenfeeling als Luxus verkaufen. Dass der Zenit von St. Moritz jedoch langsam, aber sicher überschritten ist, merkt man nun auch deutlich an den sich immer mehr auf dem Markt befindenden Immobilien. Aus lokalen Bankenkreisen wird bereits berichtet, dass so mancher Italiener seine Wohnung gerne verkauft hätte und manche Villa in zweistelliger Millionenhöhe seit Monaten zum Verkauf steht. Da kann man abschliessend nur dem Satz beipflichten: Das St. Moritzer Eis ist sehr dünn geworden, so dass wohl noch mancher einbrechen wird...

Roman Cotti, St. Moritz

Absicht oder Röhrenblick?

Nr. 3 – «Verzweifelte «Budgetmediziner»»;
René Haldemann über Managed Care

Schon bei den Begriffen fangen die Auslassungen und Halbwahrheiten an. Jedes Hausarztmodell ist per definitionem mit Budgetverantwortung verbunden. Wo diese Verantwortung nicht bei den Ärzten liegt, trägt sie eben der Krankenversicherer. Man kann ja mit guten Argumenten für oder gegen die Managed-Care-Vorlage sein. Störend ist aber, wenn den Patienten einmal mehr mit reinen Behauptungen Angst gemacht wird (Kranke würden doppelt zur Kasse gebeten, es bestünde die Gefahr der Leistungsrationierung). War dies die Absicht des Autors oder einfach der Röhrenblick eines Interessenvertreters? *Martin Bründler, Winterthur*

*terra
vite
vita*

Die Winzer kommen.

Unsere biennale Weinmesse am Montag, 30. Januar.
Von 16.30 bis 20 Uhr im Swissôtel Zürich-Oerlikon.

Degustieren Sie über 300 Qualitätsweine aus Italien.
Sowie aus Frankreich, Spanien, Argentinien, Chile, Neuseeland und den USA.

Mehr als 60 Meister grosser Klassiker und auserlesener Juwelen
beraten Sie gerne persönlich.

Nutzen Sie unseren attraktiven Messe-Rabatt.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Fabrizio und Heidi Jundt

Weitere Informationen finden Sie unter www.bindellaweine.ch



BINDELLA

Wenn es ein Mädchen gewesen wäre

Nr. 3 – «Stark genug»; Renata Juras und Ervin Unterlechner über ihre illegale Liebe

Nicht auszudenken, wäre das einem Handballtrainer mit einer Dreizehnjährigen passiert. Er wäre sofort in die pädophile Ecke gestellt worden. Seine Zukunft wäre von der Presse und der Öffentlichkeit nachhaltig ruiniert worden. Er wäre einer Richterin vorgeführt worden, die ihn zu einer unbedingten Haftstrafe verurteilt hätte. Ein von ihm verfasstes Buch wäre gar nie herausgegeben worden, und einen solchen Artikel hätte es gar nie gegeben. Das Mädchen würde psychisch betreut. Und schon bald hätte man einen Film produziert, in dem er als Monster und sie als das unschuldige, missbrauchte Opfer dargestellt worden wäre.

Daniel Greco, Schwarzenburg

Noch mehr Kranke

Nr. 3 – «Flüssig und glücklich»; Santosh Brivio über die Initiative für sechs Wochen Ferien

Dass es trotz einer hohen Anzahl an Ferien- und Feiertagen in anderen Ländern viele krankheitsbedingte Fehltag gibt, ist kein Argument gegen mehr Freizeit für Arbeitnehmer in der Schweiz. Gäbe es in diesen Ländern weniger Ferien, wären nämlich noch mehr Personen krank. Für die grundsätzlich hohe Anzahl krankheitsbedingter Fehltag im Ausland sprechen völlig andere Aspekte wie Gesundheit, Mentalität und andere landesspezifische Faktoren. Zudem sind, wie im Artikel erwähnt wird, die Schweizer fleissig. Wieso sollten diese Arbeitnehmer dann nicht belohnt werden, wie es in guten Management-Ratgebern zur Steigerung der Motivation und Verbesserung des Arbeitsklimas mit daraus resultierender Produktivitätssteigerung vorgeschlagen wird? Benjamin Vidas, Dussnang

Nicht «eindeutig verletzt»

Nr. 3 – «Der letzte Weisswäscher»; Urs Paul Engeler über den Fall Hildebrand

Es stimmt nicht, dass der Nationalbankpräsident das Reglement «eindeutig verletzt hat», als er US-Dollar als Finanzvermögen kaufte. Artikel 3 besagt bloss, dass der Devisenerwerb für private Reisen etc. keinerlei Einschränkungen unterworfen sei. Devisenkäufe fürs Finanzvermögen sind aber gemäss Reglement ebenfalls erlaubt, sofern das Portefeuille passiv verwaltet wird, das heisst, wenn die gekauften Devisen während mindestens sechs Monaten gehalten werden. Dieser Sachverhalt wird im nachfolgenden Artikel «Sololauf in die Sackgasse» bestätigt. Hier steht richtigerweise: «Am 25. Juni 2004 revidierte der Bankrat das Reglement, das dem Direktorium den Kauf von Devisen und Aktien erlaubte.»

Rolf Schneider, Hinterkappelen

Augen öffnen

Nr. 3 – «Das Geld der anderen»; Kolumne von Andreas Thiel

Einmal mehr trifft Andreas Thiel den Nagel auf den Kopf. Leider hat er (der Psychiater) es unterlassen, darauf hinzuweisen, dass der Politiker auch lügt, wenn er bestätigt, dass er lügt, um wiedergewählt zu werden. Viele unserer Politiker wollen wiedergewählt werden, um ihr gutbezahltes und mit vielen Vergütungen und Annehmlichkeiten ausgestattetes Amt weiter geniessen zu können, ohne grosse Verantwortung zu tragen. Bei der Durchsicht der Mandatsträger-Liste stellt man mit Schrecken fest, wie gross die Anzahl derjenigen ist, die vom Staat und nicht für den Staat leben. Während des Wahlkampfes wird in den höchsten Tönen der bedingungslose Einsatz für die Allgemeinheit gepredigt, um dann später, wenn man am Futternapf sitzt, mit noch zusätzlichen Kommissionsposten etc. abzukassieren. Eine Zusammenstellung aller Politiker, die nur aus ihrem Amt den Lebensunterhalt bestreiten, könnte aufschlussreich sein und würde manchem – vom «Psychiater» als dumm bezeichneten – Wähler die Augen öffnen. H. U. Lüscher, Fislisbach

Korrigenda

Alt Nationalbankpräsident Hildebrand hatte den Kauf von gut 504 000 US-Dollar damit begründet, dass er sein Dollar-Guthaben bei der Bank von 31 auf 50 Prozent (also um 19 Prozent) seines Vermögens anheben wollte. Daraus folgte die *Weltwoche* im Artikel «Der letzte Weisswäscher» (Nr. 3/12), dass das gesamte Dollar-Vermögen Hildebrands dem gut Fünffachen dieses Betrags, also rund 2,6 Millionen, entsprechen müsse. Korrekterweise dürfen diese 19 Prozent nicht auf die Dollar-Position, sondern müssen auf das Gesamtguthaben (Franken, Euro und Dollar) bezogen werden. Aufgrund dieser Kalkulation besässe Hildebrand bei der Bank Sarasin nur die Hälfte des genannten US-Dollar-Betrags, also gut 1,3 Millionen. Wir bitten um Entschuldigung. Die Redaktion

Leserbriefe

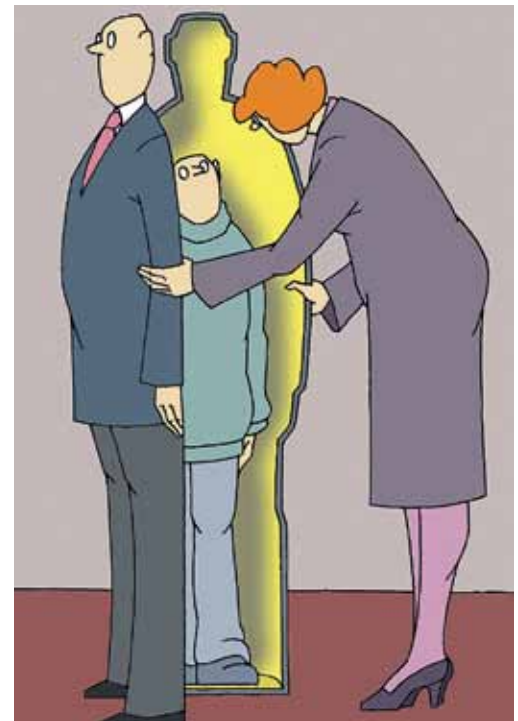
Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich meine billigen H&M-Schuhe zum Verreisen in Bally-Schuhsäcke packen?

Katharina Hotz, Elsau

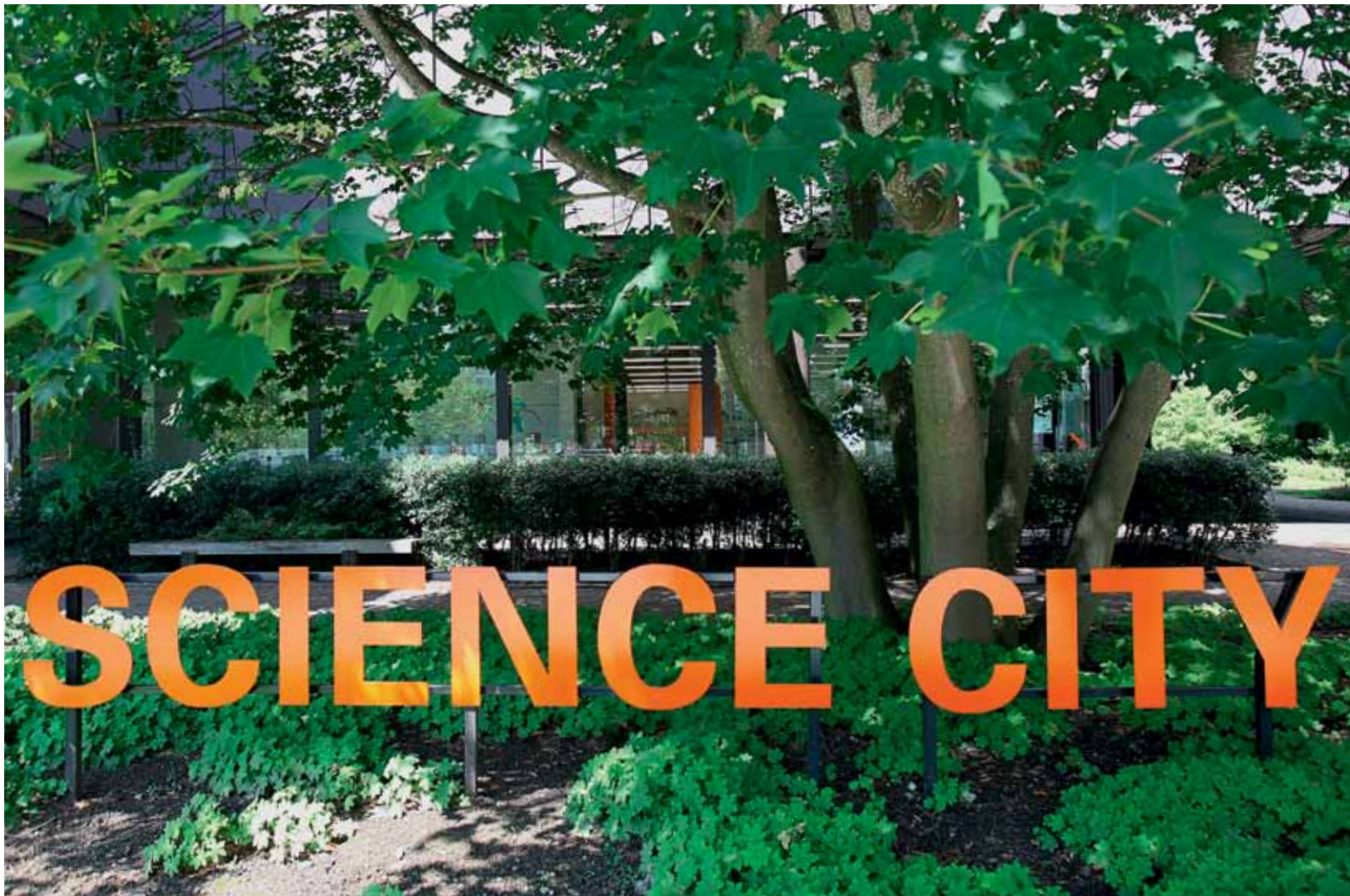
Natürlich dürfen Sie, und Sie müssen nicht mal verreisen dazu. Sie dürfen auch Ihren Denner-Nagellackentferner in das schicke Dior-Fläschli umfüllen, Ihre Budget-Socken in eine Louis-Vuitton-Schuhschachtel legen oder Ihre Zara-Einkäufe in einer Chanel-Tüte herumtragen. Sie haben schliesslich für das edle Verpackungsmaterial mitbezahlt, und zwar nicht zu wenig, also geniessen Sie es, und zwar bis zum letzten Schuhsack! Denn solange Sie nur sich selbst betrügen, ist alles in Ordnung. Was Sie in Ihre Bally-Schuhsäcke packen, ist ganz alleine Ihr Kram. Und falls Sie Kommentare etwaiger Mitreisender befürchten, sagen Sie einfach: «Tja, *that's life*, du hast von aussen auch viel wertvoller ausgesehen.»

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Grüne Träume statt Fakten

Atomausstieg, Energiewende, 2000-Watt-Gesellschaft – alles machbar. Die ETH Zürich segnet mit fragwürdigen Studien immer neue grüne Polit-Utopien ab. Ideologen statt seriöse Ingenieure geben den Takt an. Die renommierte Hochschule ist auf Abwege geraten. *Von Alex Reichmuth*



Wo sind die nüchternen Naturwissenschaftler geblieben? Campus Science City der ETH auf dem Höggerberg.

Als der Ständerat über den Atomausstieg debattierte und Kritik am raschen Ausstiegsentscheid des Bundesrats laut wurde, brachte Energieministerin Doris Leuthard die ETH Zürich ins Spiel. Die Top-Universität habe die Strategie der Regierung untersucht und gesagt, dass diese halte, was sie verspreche, hielt die CVP-Bundesrätin den Kritikern entgegen. Die Politiker sollten «bei der Beurteilung solcher Fragen der Wissenschaft vertrauen», fügte sie an. «Wenn Sie sich mit der ETH anlegen wollen, ist das Ihre Sache.»

Tatsächlich hatte die ETH Zürich wenige Tage zuvor eine Studie vorgestellt, die die vom Bundesrat angestrebte Energiewende als machbar bezeichnete. Der Atomausstieg sei «grundsätzlich technologisch möglich» und «wirtschaftlich vertretbar», stand dazu in *ETH Life*, der Hauszeitung der Hochschule. Voraussetzung sei eine «konzentrierte gesamtgesell-

schaftliche Anstrengung». Viele Energiefachleute rieben sich die Augen.

Ganz überraschend kam der Support der ETH Zürich für den Atomausstieg allerdings nicht. Die Hochschule hatte sich schon zuvor als Vorreiterin links-grüner Energieziele profiliert – Energieziele, die viele Fachleute für Illusionen halten. So propagierte die ETH etwa die 2000-Watt-Gesellschaft; im März 2010 schrieb *ETH Life*: «Wirtschaftliches Wachstum in der Schweiz ist auch möglich, wenn jedermann nur noch 2000 Watt anstatt wie heute 6000 Watt verbrauchen würde.» Die Meldung bezog sich auf eine Studie des ETH-Ressourcenökonom Lucas Bretschger. Mit der neuen Monte-Rosa-Hütte wollte die ETH zeigen, wie leistungsstark alternative Energiequellen sein könnten, und kündigte an, die neue Hütte werde ihren Energiebedarf zu neunzig Prozent selber decken. Mit einer grossen Mitteilung in

ETH Life machte die Hochschule vor einigen Jahren zudem publik, dass sie fortan einen Teil des selber benötigten Stroms aus ökologischen Quellen beziehe.

Aus den grossen Ankündigungen wurde nichts. Die Monte-Rosa-Hütte erreichte die 90-prozentige Energieautarkie in ihrem ersten Betriebsjahr 2010 nicht im Entferntesten – insbesondere darum, weil die Besucherzahl weit höher lag als angenommen (*Weltwoche* Nr. 43/10). Neuere Zahlen zum Selbstversorgungsgrad der Hütte sind nicht erhältlich. Die ETH zieht es vor, zu ihrem einstigen Vorzeigeprojekt zu schweigen. Auf Anfang 2011 hat sie auch klammheimlich ihr Ökostrom-Abo gekündigt und bezieht seither wieder einen normalen Mix mit Atomstrom – wegen der Kosten. Und statt des 2000-Watt-Ziels vertritt die Hochschule neuerdings die 1-Tonnen-CO₂-Gesellschaft, in der jede Person nur noch eine

Tonne CO₂ pro Jahr verursacht – was allerdings genauso illusorisch erscheint.

Nun aber soll laut ETH der Atomausstieg bis 2050 machbar sein, während gleichzeitig hohe Klimaziele verfolgt werden, alles ohne nennenswerte Wohlstandsverluste. Es stehe ein «langfristig positives Wachstum in sämtlichen Sektoren der Wirtschaft» in Aussicht, verkündete die Hochschule, als sie ihre neue Studie «Energiezukunft Schweiz» vorstellte. Lucas Bretschger, zuvor schon bei der Propagierung der 2000-Watt-Gesellschaft federführend, zählte auch diesmal zu den Co-Autoren. Zum Stichwort «Energieversorgungslücke» hatte der ETH-Ökonom in einem früheren Interview gesagt: «Die Wirtschaft kennt keine Angebotslücken, solange der Markt und die Preise spielen. Dieses politische Argument ist wissenschaftlich nicht haltbar.»

Von optimistisch bis abenteuerlich

Inzwischen ist die im September präsentierte Studie «Energiezukunft Schweiz» vollständig veröffentlicht – und man kann sich ein Bild machen, wie die Autoren zum Schluss gekommen sind, Atomausstieg und Entkarbonisierung der Gesellschaft seien gleichzeitig zu schaffen, bei fast gleichbleibendem Wohlstand. Die Annahmen, die in dieser Studie getroffen werden, reichen von optimistisch über gewagt bis abenteuerlich. Da wird zum Beispiel davon ausgegangen, dass die gesamte Fahrleistung auf Schweizer Strassen 2050 nicht höher liegt als heute, was die Autoren selber als «eher optimistische Annahme» bezeichnen. Dabei ist diese Fahrleistung alleine in den letzten zwanzig Jahren um 25 Prozent gestiegen. Weiter gehen die Autoren davon aus, dass 2050 vierzig Prozent der Fahrleistung von Autos elektrisch erbracht werden – was man als spekulativ bezeichnen muss, wenn man den Aussagen von Maschinenbau-Spezialist Lino Guzzella glaubt, der ebenfalls an der ETH als Professor lehrt. Die Vision, im grossen Stil von Benzinfahrzeugen auf Elektroautos umzusteigen, sei «mittlerweile gestorben», hat Guzzella letztes Jahr gegenüber der *Berner Zeitung* festgehalten.

Weiter nehmen die Autoren der ETH-Studie an, dass sich die Stromproduktion aus Wasserkraft in der Schweiz um vier Terawattstunden (TWh) pro Jahr steigern lässt. Dieses Ziel halten selbst Umweltorganisationen für unrealistisch. «Mehr als 2,5 TWh sind aus ökologischen Gründen kaum möglich», meinte Dani Heusser vom WWF letzten November gegenüber der NZZ. Bei der Fotovoltaik geht die Studie davon aus, dass bis in knapp vierzig Jahren 10 bis 20 TWh Sonnenstrom zur Verfügung stehen, was bis zu einem Drittel des heutigen Stromverbrauchs entspricht. Die Autoren setzen hier ein «Take-off» der Fotovoltaik nach 2030 voraus und ein Absinken der Kosten pro Kilowattstunde von heute 35 bis 55 Rappen auf

gerade noch 6 bis 10 Rappen, was nur stramme Sonnenstrom-Anhänger für realistisch halten.

Zentral ist die Frage, wie in Zukunft grosse Mengen an unregelmässig anfallendem Wind- und Solarstrom gespeichert werden können. Hier behaupten die Autoren, dieses Problem im Wesentlichen mittels Pumpspeicherkraftwerken und Batterien lösen zu können. Die Angebotslücken im Winter könnten sogar durch Strom aus Speicherkraftwerken «fast allein» gestopft werden. Die Autoren sagen aber nicht, dass in den Alpen eine grosse Zahl an Speicherkraftwerken gebaut werden müssten, um den benötigten saisonalen Ausgleich zu schaffen. Das ist wirtschaftlich und ökologisch kaum tragbar. Zudem gehen die Autoren davon aus, dass die Kosten für die Energiespeicherung in Batterien bis 2050 auf etwa ein Zehntel der Kosten von heute absinken, was eine sehr gewagte Annahme ist. Schliesslich bauen die Autoren darauf, dass bis 2050 die CO₂-Abtrennung und -Speicherung einsatzbereit ist. Damit könne man die Klimaziele trotz allfälliger Gaskraftwerke erreichen. Falls das nicht der Fall sei, müsse «auf Importe nachhaltigen Stroms aus dem Ausland ausgewichen werden». Auf die Nachfrage der *Weltwoche*, ob solcher Importstrom 2050 denn tatsächlich zur Verfügung stehe, schreiben die Co-Autoren Lucas Bretschger und Konstantinos Boulouchos: «Langfristig wird der europäische Strommarkt vollständig liberalisiert sein, und es gibt keinen Grund zu glauben, die Schweiz würde in diesem Markt ihren Bedarf nicht decken können.» Diese Aussage erinnert stark an Bretschgers frühere Behauptung, wonach Angebotslücken wissenschaftlich ausgeschlossen seien.

«Riskantes best-case scenario»

So folgt in dieser Studie eine gewagte Annahme auf die andere. Jede für sich kann zutreffend sein. Doch damit die Energiewende gelingt, müssen alle Bedingungen erfüllt sein – ähnlich einer Kette, bei der kein Glied versagen darf. Der Nachweis der ETH, dass das politische Ziel Atomausstieg realistisch sei, wird damit zu einem Konstrukt, das sehr wahrscheinlich in sich zusammenfallen wird. Horst-Michael Prasser, Spezialist für Kerntechnologie und selber ETH-Professor, kommentierte im Internet: «Meiner Meinung nach wurde ein riskantes *best-case scenario* vorgelegt, das in vielen Punkten eigentlich nur hinter den Erwartungen zurückbleiben kann.»

Was ist los mit der ETH Zürich? Warum liefert die Hochschule, die einst für sachliche Ingenieurkunst stand, fragwürdige Rechtfertigungen für immer neue Polit-Utopien wie 2000-Watt-Gesellschaft oder Energiewende? Wo sind die nüchternen Naturwissenschaftler geblieben, die die ETH einst prägten?

Wer sich unter Wissenschaftlern innerhalb und ausserhalb der ETH Zürich umhört, bekommt rasch Zustimmung für die Feststellung,

Medien

«Breus Brei»

Ein enger Mitarbeiter des ETH-Präsidenten griff im Internet Journalisten an.

Letzten Dezember schoss Beat Gerber, laut ETH Zürich «Referent des Präsidenten für Öffentlichkeitsbelange», scharf gegen zwei Journalisten. Im «Klimablog» der ETH bezeichnete er den Wissenschaftsredaktor der *Basler Zeitung* (BaZ), Michael Breu, und den Autor dieser Zeilen als «Totengräber der redlichen (Klima-)Wissenschaft». Beide hatten je in einem Beitrag die Kritik der kanadischen Journalistin Donna Laframboise am Weltklimarat thematisiert. Laframboise war in einem Buch zum Schluss gekommen, der Weltklimarat versammle keineswegs die besten Forscher, sondern sei von Aktivisten unterwandert, die grüne Propaganda betrieben.

Gerber schrieb im «Klimablog» nun, es tauchten immer häufiger Journalisten auf, «die sich vor den Karren dogmatischer oder parteigebundener Wissenschaftler, Buchautoren, Verlage oder Financiers spannen lassen». Ein für «derartige Kampagnen» geeignetes Thema sei der Klimawandel. Den Artikel des BaZ-Wissenschaftsredaktors bezeichnete Gerber als «Breus Brei von Verdächtigungen und Unterstellungen», weil dieser Laframboise «unkritisch» eine Plattform gegeben habe. Weiter etikettierte Gerber Breu als «schreibenden Vasallen im Dienste des hinter den Kulissen agierenden BaZ-Geldgebers, der bekanntlich Christoph Blocher heisst». So verlässlich «wie das Amen in der Kirche» habe auch die *Weltwoche* mit einem Artikel nachgedoppelt. «Alex Reichmuth, Breus Pendant bei der SVP-nahen Postille, versucht dabei, zwei exponierte Schweizer Klimaforscher in die Pfanne zu hauen, das schafft vermeintlich Auflage.» Autoren wie Breu und Reichmuth «spedieren uns im Geist zurück ins Mittelalter», schloss Gerber.

Die *Weltwoche* wollte von der ETH wissen, ob Hochschulpräsident Ralph Eichler Gerbers Qualifikationen teilt. Die Antwort lautete: «Nein, der ETH-Präsident lehnt das Spielen auf die Person auch im Rahmen eines zugespitzten journalistischen Beitrags ab.» Darum habe Eichler den Beitrag aus dem «Klimablog» entfernen lassen. Tatsächlich verschwand Gerbers Text im Internet nach Eingang der Nachfrage der *Weltwoche*. Alex Reichmuth

«Es sind keine Fantaziezahlen»

ETH-Präsident Ralph Eichler verteidigt den Kurs der Technik-Hochschule. *Von Alex Reichmuth*

Die ETH Zürich wird in der Öffentlichkeit mehr und mehr als eine Vorreiterin in Sachen 2000-Watt-Gesellschaft, für die Energiewende und für den Atomausstieg wahrgenommen. Gefällt Ihnen diese Rolle?

Ich muss etwas ausholen. Als Physiker und ehemaliger Leiter des Paul-Scherrer-Instituts weiss ich, was Ingenieure punkto erneuerbarer Energien leisten können. Es herrscht in der Öffentlichkeit aber grosse Verwirrung, weil in Energiefragen nicht zwischen technischem, wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Potenzial unterschieden wird. Theoretisch kann man zum Beispiel mit Sonnenenergie sehr viel machen. Die ETH soll zu diesen Fragen Klarheit schaffen.

Bevor wir in die Details gehen: Mich interessiert die Rolle der ETH. In der Öffentlichkeit heisst es, die ETH habe bewiesen, dass der Atomausstieg machbar sei.

Diese Aussage greift zu kurz. So haben wir es nicht gesagt.

Aber so wird es wahrgenommen. Selbst die Bundesrätin Doris Leuthard hat betont, der Atomausstieg sei laut ETH machbar.

Wir haben nie eine Voraussage gemacht, sondern nur in Szenarien gerechnet. Als Wissenschaftler haben wir eben die Pflicht, uns auch mit gesellschaftlichen Gegebenheiten auseinanderzusetzen. Dem sind wir nachgekommen. Es gibt Annahmen und Modelle, woraus sich Szenarien ergeben.

In Ihrer Hauszeitschrift *ETHLife* konnte man lesen, der Atomausstieg sei grundsätzlich technologisch möglich und wirtschaftlich verkraftbar.

Sie haben das Wichtigste vergessen. Wir haben geschrieben, dieser sei nur unter gewissen Bedingungen möglich.

In der angesprochenen Studie «Energiezukunft Schweiz» wird eine Reihe von Annahmen getroffen, die man als gewagt bis abenteuerlich bezeichnen muss. Sind diese Annahmen für Sie als Physiker realistisch?

Hier gibt es ein anschauliches Beispiel. Wenn man die Leistung des Kernkraftwerks Gösgen durch Solarpanels ersetzen will, muss man während zehn Jah-



«Nur eine Metapher»: ETH-Präsident Eichler.

ren an jedem Arbeitstag eine Fotovoltaikfläche errichten, die der Fläche von 500 Metern Autobahn entspricht. Das ist ein wissenschaftliches Faktum. Für Pessimisten ist damit erwiesen, dass ein Ersatz durch Sonnenstrom nicht möglich ist. Optimisten kommen jedoch zum gegenteiligen Schluss. Realisten aber setzen sich dafür ein, dass man die Voraussetzungen schafft, um eine solche Transformation zu ermöglichen. Das ist auch die Aufgabe der ETH.

In dieser Studie wird beispielsweise davon ausgegangen, dass die Fahrleistung des Privatverkehrs 2050 nicht höher liegt als heute. Ist das realistisch?

Das kann ich nicht beantworten, weil hier gesellschaftliche Verhältnisse hineinspielen. Ob die Menschen ihr Verhalten entsprechend ändern, ist keine wissenschaftliche Frage. Wissenschaftler können lediglich die Fakten klären. Ob etwas gesellschaftlich umsetzbar ist, ist eine andere Frage.

Eine weitere Annahme in der Studie ist, dass bis 2050 vierzig Prozent der Autos elektrisch angetrieben werden. Das halten sogar Spezialisten aus Ihrer Institution für reine Spekulation.

Vierzig Prozent Elektroautos ist ein mögliches Szenario, aus dem man ableiten kann, wie viel Strom man 2050 braucht. Die ETH hat in dieser Studie ein mögliches Szenario

entworfen, mit ihren besten Forschern, mit ihrem besten Wissen.

Sie möchten also nicht weiter über die Annahmen in dieser Studie sprechen?

Es kommt auf den gesellschaftlichen Konsens an, ob die Annahmen realistisch sind. Niemand weiss, was 2050 sein wird. Der Anlass für die Studie war der Entscheid des Parlaments, aus der Atomenergie auszusteigen. Unsere Aufgabe war es also, zu klären, was getan werden muss, um diesen Entscheid umzusetzen.

Viele Fachleute und Beobachter haben den Eindruck, die ETH Zürich stehe immer weniger für solide Ingenieurkunst. Stattdessen spiele sie Wasserträger für politische Anliegen.

Die Energiewende ist eben komplizierter, als dass sie mit reiner Ingenieurkunst bewerkstelligt werden kann. Es braucht neben dem Fachwissen von Physikern und Ingenieuren auch das von Ökologen, Ökonomen und Sozialwissenschaftlern. Am Schluss muss man alles unter einen Hut bringen und die gesellschaftliche Akzeptanz erreichen. Die Öffentlichkeit erwartet, dass die ETH einen Beitrag zu dieser grossen Komplexität leistet.

Sie gelten als Skeptiker bezüglich des Atomausstiegs und der 2000-Watt-Gesellschaft. Befinden Sie sich als ETH-Präsident in einer Zwickmühle?

Die Gesellschaft ist in Energiefragen völlig gespalten, die Meinungen gehen um 180 Grad auseinander. In dieser Situation muss jemand die Optionen realistisch darstellen. Das versuche ich zu tun. Noch etwas: Die ETH hat nie gesagt, es sei ein Energieverbrauch von 2000 Watt pro Kopf anzustreben. Die 2000-Watt-Gesellschaft ist nur eine Metapher fürs Energiesparen. Nimmt man das Ziel wörtlich, muss man klären, ob man die Primärenergie oder die Endenergie beim Verbraucher meint oder aber zusätzlich auch die importierte graue Energie. Bei einer Gesamtbetrachtung ist die Zahl unrealistisch. Dennoch ist es wichtig, eine treibhausgasarme Energieversorgung anzustreben.

Nehmen Sie als Präsident Einfluss auf Studien wie die zur 2000-Watt-Gesellschaft oder zum Atomausstieg?

Meine Aufgabe ist es, sicherzustellen, dass die Voraussetzungen sowie die Unsicherheiten für bestimmte Szenarien klar kommuniziert werden. Ich weise den Vorwurf zurück, wir hätten solchen Studien utopische Annahmen zugrunde gelegt. Es sind keine Fantaziezahlen.

dass die renommierte Technikerhochschule wie ein politischer Think-Tank agiert. Viele sind bereit, Kritik zu formulieren – allerdings fast ausnahmslos nur anonym. Eine Ausnahme ist Jean-Pierre Blaser, ehemaliger ETH-Professor für Physik und Gründer des Paul-Scherrer-Instituts, der anlässlich eines Porträts bedauerte, dass die ETH den «Tanz um Cleantech» mitmache. Er vermutet, der Kampf um Forschungsgeld sei dabei entscheidend (*Weltwoche* Nr. 12/01).

«Taschenspieler-Tricks»

Gewisse ETH-Forscher würden Bundesrätin Doris Leuthard «nach dem Mund reden», sagt eine hochrangige Vertreterin einer Wissenschaftsorganisation. Damit erhofften sich diese Forscher mehr finanzielle Mittel für ihre Projekte. Es fehle bestimmten Leuten an Zurückhaltung, bestätigt ein ETH-Professor, der sich selber mit Energiefragen befasst. Es dürfe aber nicht sein, dass ein so weitreichender Beschluss wie der Atomausstieg «so rasch übers Knie gebrochen» werde.

Ein anderer ETH-Professor weist darauf hin, dass die Hochschule früher «technologieoffen» zu Energieversorgungssystemen geforscht habe, heute aber öfter aufgrund politischer Wünsche aktiv werde und den Nachweis zu erbringen versuche, ob auf bestimmte Technologien wie etwa die Atomenergie verzichtet werden könne. Ein weiterer ETH-Professor stellt einen «politischen Kurs» am Energy Science Center (ESC) fest, dem ETH-Kompetenzzentrum für Energiefragen, das auch hinter der Studie «Energiezukunft Schweiz» steht. Die Interessen der Leute, die beim ESC engagiert sind, würden zu wenig hinterfragt. Ein fachkundiger Beobachter (Nichtwissenschaftler) stellt fest, dass die ETH noch immer das Image der seriösen Technikerhochschule habe, obwohl mehr und mehr Volkswirtschaftler tonangebend seien. Diese operierten punkto Energieversorgung aber mit «Taschenspieler-Tricks». Eine andere Person ortet das Problem bei den politisierenden Umweltwissenschaftlern, «die von vielem wenig verstehen».

Offen äussert sich Rolf Schweiger, alt Ständerat (FDP) und ehemaliger Präsident der Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie. In der Politik sei die Illusion weit verbreitet, mit mehr Forschung könne man jedes Energieproblem lösen, sagt er. «Im Parlament ist darum viel von finanzieller Förderung der Forschung die Rede.» Viele Wissenschaftler würden diese «Forschungssillusion» gerne bestätigen, sagt Schweiger – geblendet von den in Aussicht stehenden finanziellen Mitteln. «Man setzt auf Opportunismus, um an Geld heranzukommen.»

Viele Kritiker weisen darauf hin, dass die ETH Zürich eine sehr heterogene Organisation ist. Es finde unterschiedlichste Forschung mit unterschiedlichsten Ansätzen statt – auch zu Fragen der Energieversorgung. Man dürfe

nicht davon ausgehen, dass die ganze Hochschule politischen Zielen zudiene. In der öffentlichen Wahrnehmung entfallen solche Differenzierungen aber. Hier ist es «die ETH», die angeblich nachgewiesen hat, der Atomausstieg sei ohne wesentlichen Wohlstandsverlust machbar – wie das erwähnte Votum von Bundesrätin Leuthard zeigt.

Die ETH als Gesamtes vertritt Präsident Ralph Eichler. Dass der Physiker kein Freund von Projekten wie 2000-Watt-Gesellschaft und Atomausstieg ist, ist offenkundig. Zur 2000-Watt-Gesellschaft sagte Eichler 2008: «Wollen wir unseren Wohlstand halten, ist eine solche Gesellschaft nicht möglich.» Eichler versuche, an der Hochschule «wieder mehr Realitätssinn» durchzusetzen, attestiert ihm eine Wissenschaftlerin. «Als Präsident steckt er aber in der Zwickmühle, weil er die ETH nach aussen vertreten muss.» In der Tat hat sich Ralph Eichler sehr kryptisch zum Atomausstieg geäussert, dem seine Institution den Segen erteilt hat. Letzten November schrieb er in seinem Newsletter, man wisse heute nicht konkret, welche Arten der Energieumwandlung, verknüpft mit welchen gesellschaftlichen Verhaltensänderungen, die Lücke der Kernenergie füllen würden. «Wie immer sitzt der Teufel im Detail – bei der Energie in vielen Details.»

Im Interview (Seite 26) weist Eichler den Vorwurf eines ideologischen Kurses der ETH zurück. Die Hochschule habe lediglich geprüft, unter welchen Voraussetzungen Atomausstieg und Energiewende zu schaffen seien. Anlass für die Studie «Energiezukunft Schweiz» sei der Parlamentsentscheid gewesen, aus der Atomenergie auszusteigen. «Unsere Aufgabe war es also, zu klären, was getan werden muss, um diesen Entscheid umzusetzen», verteidigt

sich Eichler. Ob die notwendigen Voraussetzungen gegeben seien, sei eine gesellschaftliche Frage, keine wissenschaftliche.

Im Stile linker Aktivisten

Der ETH-Präsident unterschätzt die Dynamik des Streits um Energiefragen. Wenn die renommierteste Hochschule des Landes verkündet, Atomausstieg und massive CO₂-Reduktion seien gleichzeitig machbar, unter Voraussetzung einer «konzentrierten gesamtgesellschaftlichen Anstrengung», ist klar, dass dies als grünes Licht für die Bundespolitik gewertet wird. Wer Verlautbarungen verbreitet, die sich anhören wie diejenigen linker Aktivisten, darf sich anschliessend nicht beklagen, falsch verstanden worden zu sein.

Die ETH Zürich kann sich nicht damit aus der Verantwortung stehlen, man habe lediglich geklärt, unter welchen Voraussetzungen die Politik des Bundes umsetzbar sei. Denn so behauptet am Ende die Politik, die Wissenschaft habe die Energiewende absegnet, während die Wissenschaft sich hinter dem Argument verschanzt, nur Vorgaben der Politik umgesetzt zu haben. Die Situation erinnert an den Firmenchef, der seinem Berater die Schuld für einen untauglichen Entscheid gibt, während dieser sich verteidigt, der Chef habe den Entscheid getroffen.

«Das einzige Mittel gegen Aberglauben ist Wissenschaft», meinte der englische Historiker Henry Thomas Buckle einst. Insofern wäre es die Aufgabe der ETH, klar darauf hinzuweisen, wie abenteuerlich die Voraussetzungen sind, um ohne grosse Wohlstandsverluste die Energiewende umzusetzen und gleichzeitig die Klimaziele zu erreichen. Es brauchte dazu den Mut, sich dem Zeitgeist zu widersetzen. ○



Von der Realität eingeholt: Monte-Rosa-Hütte.



Support für Utopien: ETH-Ökonom Bretschger.

Strategen des Untergangs

Geld hat die Winterthurer Unternehmerfamilie Erb angetrieben. Ein dominanter Patriarch zimmerte fuchsig ein unüberblickbares Milliarden-Imperium. Die überforderten Söhne rannten gemeinsam in den Ruin. Von René Lüchinger



«Die drei von der Tankstelle»: Hugo Erb, Söhne Rolf und Christian (v.l.), 1989.

Ein Bild, das mehr sagt als tausend Worte. Vorne der Firmenpatron Hugo Erb. Fuchschlau der Blick und die Zähne aufeinandergepresst. Dahinter die Söhne, Rolf Erb, der ältere, und Christian Erb. Je weiter der Blick nach rechts oben schweift, desto unsicherer die Augen, desto weicher die Gesichtszüge. Als dieses Bild im August 1989 geschossen wird, steht der Patriarch im Zenit seiner Macht. Ein Schnappschuss für das Cover der *Bilanz*. Titel der Story: «Die drei von der Tankstelle». Und während des Interviews mit den *Bilanz*-Journalisten gibt es ein einziges Fläschchen Mineralwasser – für alle Beteiligten. Hugo Erb ist berühmt für seine Knauserigkeit und berüchtigt für den heiligen Zorn, der ihn in seiner Firma umtreibt. «Gopferdammi-Erb» nennen sie ihn dort. Natürlich nur, wenn keiner zuhört.

Am 8. Juli 2003 stirbt der Winterthurer Unternehmer 85-jährig. Exakt fünf Monate spä-

ter erfährt eine verduzte Öffentlichkeit in der ersten und letzten Pressekonferenz in der achtzigjährigen Firmengeschichte, dass die stockkonservative Unternehmerfamilie die Firmenkasse «jahrelang für zweckfremde Spekulationen geplündert» hatte, wie die *NZZ* damals schrieb. Eine Firma mit rund 5000 Angestellten und knapp fünf Milliarden Franken Umsatz ist bankrott – die grösste Firmenpleite des Landes seit dem *Swissair*-Konkurs im Jahre 2001. Es ist die Geschichte eines Firmenpatriarchen, der von seiner unternehmerischen Unfehlbarkeit beseelt ist, und von zwei Söhnen, die in seinem langen Schatten nie unternehmerisch laufen lernen, aber die Annehmlichkeiten des Familienerbes bis zum bitteren Ende zu schätzen wissen. Gemeinsam rennen sie in den finanziellen Ruin.

Dabei hatte alles so schön angefangen. Der ebenfalls auf Hugo Erb getaufte Vater gründet

1920 in Winterthur Töss, im Haus seiner Eltern und ohne eigenes Geld, eine Reparaturwerkstätte für Automobile, 1927 kommt noch eine Garage samt Tankstelle dazu – die Geburtsstunde des Familienunternehmens. Während des Zweiten Weltkriegs verkaufen Vater und Sohn Automobile der Marke Adler aus deutscher Produktion.

Nach dem Krieg ist es Sohn Hugo Erb, ein ausgebildeter Mechaniker und Kaufmann, der die Expansion vorantreibt: Einen ersten Kredit erhält er Anfang der fünfziger Jahre von einem Militärkollegen und Direktor beim Schweizerischen Bankverein in St. Gallen; er kauft sich eine eigene Garage und angelt sich auch eine Mercedes-Vertretung. Knapp vier Jahrzehnte später regiert Hugo Erb über ein dichtes Garagennetz im Land und besitzt die Schweizer Generalvertretung für Automobile der Marken Ford, Fiat, Opel und General Motors. Später, Ende der siebziger Jahre, kommen die Asiaten dazu: Mitsubishi, Suzuki oder Hyundai. Steigender Wohlstand nach dem Krieg lässt die Schweizer mobil werden, und für Hugo Erb ist dies so etwas wie eine Lizenz zum Gelddrucken. Er ist nun unter den Top drei der Schweizer Autoimporteure. Und nun beginnt er an seine eigene unternehmerische Genialität zu glauben.

Im Establishment nicht wirklich anerkannt

Seit den achtziger Jahren investiert der Firmenpatron wie ein Besessener in alles, was er bekommen kann. In die Bau- und Holzbranche, in den Kaffeehandel, in Küchen- oder Fensterbau, ja sogar in das Bank- und Investmentgeschäft. Unersättlich, wie Hugo Erb ist, kauft er stets und verkauft niemals. Als er damit fertig ist, besitzt er über achtzig Gesellschaften, und seine Firmengruppe ist auf fünf Kontinenten aktiv. Nur eins ist dem Aufsteiger zeitlebens verwehrt geblieben. In Winterthur, wo Familiennamen wie Sulzer oder Reinhart noch einen Klang haben, sind die neureichen Erbs im Establishment nicht wirklich anerkannt. Als müsste er diese Missachtung kompensieren, kauft er sich immerhin eine standesgemässe Villa am Winterthurer Wolfensberg, die zuvor der Haldengut-Brau-Dynastie Schoellhorn gehört hatte.

Seit 1996 investiert der Patriarch immer wieder in eine deutsche Immobilienfirma, die vorab in Berlin und den neuen Bundesländern Geschäfts- und Wohnhäuser besitzt. Er wittert das ganz grosse Geschäft, glaubt an die «blühenden Landschaften» im Osten, besitzt schliesslich das Unternehmen und unterschreibt eine sogenannte Patronatserklärung,

mit der er persönlich für aktuelle und zukünftige Verluste haftet. Dies ist die Wende: Die Immobilien bleiben leer und reissen ein immer grösseres Loch in die Betriebsrechnung der Erb-Gruppe. Hunderte von Millionen Franken fliessen aus der Firmengruppe in dieses Fass ohne Boden. Das schmerzt den Patriarchen.

«Hugo Erb war ein Getriebener, getrieben vom Bedürfnis nach Anerkennung», schreibt der Journalist Thomas Buomberger in seinem Buch «Die Erb-Pleite», «sein wichtigster Massstab dafür war Geld.» In dieses Bild passt, dass der Patron, kaum sitzt er morgens gegen sechs im Büro, von den Chefs sämtlicher Tochtergesellschaften den Finanzstatus ihrer Gesellschaften erfahren will. Noch vor dem Mittag will Hugo Erb diese liquiden Mittel, «in der Regel erkleckliche Millionenbeträge», so äussert er sich einmal, zinsbringend anlegen. Und sei es nur für einen Tag. Der Autoverkäufer Erb betreibt Financial Engineering, will aus Geld immer mehr Geld machen.

«Allein der Familienname hat viele Banken dazu verführt, dabei sein zu wollen.»

Seine Söhne spielen in der Welt des Hugo Erb geschäftlich nur insofern eine Rolle, als sie den gleichen Nachnamen tragen und der Patron dynastisch denkt. Einer soll ihn dereinst als Patron beerben – auserkoren ist der Älteste, Heinz Erb. Doch dieser stirbt 1972 bei einem Autounfall. Der Zweitgeborene, Rolf Erb, ist der Nächste in der dynastischen Reihe, und als der Vater ruft, meint der Sohn zum Vater, er habe für das Unternehmertum keine Ausbildung und sei dafür nicht vorbereitet. So realistisch diese Einschätzung auch ist – er will sich dem Willen des Vaters nicht widersetzen.

So sitzt auch der Sohn morgens um sechs an seinem Schreibtisch. Der Tag beginnt mit einem Rapport beim Vater, und so endet er auch – zumindest in Anfangsjahren in der väterlichen Firma. Der dritte Sohn, Christian Erb, betreibt Spitzensport als Diskuswerfer, wird Schweizer Meister, nimmt 1992 an den Olympischen Spielen in Barcelona teil und darf nach dem Willen des Vaters ein Tochterunternehmen innerhalb der Erb-Gruppe leiten.

Bis zum Schluss spricht bei Geschäftlichem ausschliesslich der Vater, berichten solche, die dabei gewesen sind. Und die Söhne nicken brav. Nur manchmal schimmert bei dem älteren das eigene Ego durch. Er, Rolf Erb, sei der Strategie, meint er zu den Bilanz-Journalisten, und sein kleiner Bruder Christian sei der Verkäufer. Die Hierarchie dieser Aktivitäten ist für den, der dies ausspricht, ohnehin klar.

1994 verunfallt Christian Erb mit dem Auto und ist seither querschnittsgelähmt. Der selbsternannte Strategie wirkt nun neben dem

älter werdenden Vater. Worin die Strategie besteht, wird jedem offenbar, der enger mit ihm zu tun hat – stets, ob beim Essen oder beim Gespräch, berichten Beteiligte, schielt Rolf Erb auf seinen Pager, um an den Devisenmärkten nichts zu verpassen. Das ist auch seine eigentliche Passion: aus Geld mehr Geld machen. Obwohl Rolf Erb seit 1996 als Präsident und CEO der gesamten Erb-Gruppe fungiert, liegt dem Mann das Spekulieren offenbar näher. Und manches Mal geht der Schuss bei den Devisengeschäften nach hinten los.

Wie ein schlechter Film

Ein finanzielles Fass ohne Boden in Deutschland, spekulierende Erbs in Zürich, ein dominanter Vater und für das Unternehmerische nicht befähigte Söhne: Das ist der Boden, auf dem die Erb-Gruppe in die Pleite schlittert. Ende 2002 summieren sich die offenen Kredite auf 1,5 Milliarden Franken. Geldgeber sind rund achtzig Banken, darunter Gross- und Kantonalbanken aus dem Inland und Dutzende weitere Geldinstitute, etliche auch aus dem Ausland. Keiner der Kreditgeber hat den Überblick über den finanziellen Zustand der Erb-Gruppe, keiner erhält je eine konsolidierte und testierte Bilanz zu sehen, und die Erbs nutzen diese Blauäugigkeit, indem sie zu Handlungsreisenden auf der Suche nach Krediten werden und fast überall fündig werden, wo sie anklopfen.

Im vertraulichen Vieraugengespräch meint ein Schweizer Bankenchef einmal über den Fall Erb: «Allein der Familienname hat viele Banken dazu verführt, dabei sein zu wollen. Und weil man ja sah, dass alle Konkurrenten auch involviert waren, konnte die eigene Bank ja nicht abseitsstehen.» Hochstapelei trifft auf Naivität. Alles fliegt auf, als Rolf Erb fünf Monate vor dem Zusammenbruch kreditgebenden Banken mitteilt, dass er in den nächsten zwölf Monaten «keine ausserplanmässigen Kreditreduzierungen von Seiten der Kreditgeber akzeptieren» wolle, wie es in einem Bericht des Beobachters heisst. Reihenweise kündigen nun die Banken ihre Kredite, und die Erb-Gruppe fällt wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Rolf Erb aber schlägt im letzten Bankenkontakt vor dem Untergang noch immer einen Ton an, als hätte er noch irgendetwas zu befehlen.

So endet die Erb-Saga wie ein schlechter Film. Vergangene Woche durfte Rolf Erb in einem knapp einstündigen Dok-Film des Schweizer Fernsehens sein Schicksal beweinen. Die Kamera lieferte dazu die passenden emotionalen Bilder einer verwaisten Erb-Villa in Winterthur. Immer sprach er nur von seinem Vater. So, als wäre Rolf Erb nicht dabei gewesen. Als Strategie des eigenen Untergangs.

Thomas Buomberger: «Die Erb-Pleite. Wie die Besitzerfamilie mit Spekulationen ein blühendes Unternehmen ruinierte.» Orell Füssli. Das Buch ist vergriffen.



Hauptsitz der Erb-Gruppe in Winterthur, 2003.



Schloss Eugensberg, Rolf Erbs Wohnsitz, 1993.



Der angeklagte Rolf Erb am 23.1.12 in Winterthur.

Keine Gnade für Entführer

Erstmals wurde mit Issam O. in Winterthur ein Kindesentführer aus dem arabischen Raum zu einer langjährigen Freiheitsstrafe verurteilt. In Anbetracht des Leids, das der Tunesier seinen Opfern zugefügt hat, sind acht Jahre Gefängnis keine besonders harte Strafe. *Von Alex Baur*

So hat man früher Vergewaltiger verteidigt: Schuld ist eigentlich das Opfer, weil etwa sein Rock zu kurz war oder weil es sich nachts allein auf die Strasse wagte. Eine Frau, die derart provoziert, so wurde noch vor wenigen Jahrzehnten ohne Hemmung vor den Gerichten argumentiert, die müsse sich nicht wundern, wenn ein Mann die Beherrschung verliere. Bei Vergewaltigern zieht diese Tour schon lange nicht mehr. Und bei Kindesentführern, so ist nach dem Urteil des Bezirksgerichts Winterthur gegen Issam O. wenigstens zu hoffen, in Zukunft auch nicht mehr.

Das Gericht verurteilte letzte Woche den 34-jährigen Issam O. wegen qualifizierter Entführung und Erpressung zu acht Jahren Gefängnis. Im August 2010 hatte der Tunesier seine Söhne Elias, 6, und Jonas, 4, heimlich nach Nordafrika verschleppt und dort bei seinen Eltern deponiert. Die beiden Kinder sind mit dem Winterthurer Urteil nicht gerettet, sie sitzen weiterhin als Gefangene ihres Clans in Tunesien fest. Die Gefahr ist gross, dass die Kleinen ohne Eltern aufwachsen werden. Doch die Schweizer Justiz, die Kindesentführer bis anhin mit Samthandschuhen anfasste, hat ein Zeichen gesetzt. Nachahmer seien gewarnt.

Klammheimlich Pässe beschafft

Das Opfer zur Täterin machen – diese Strategie lag von allem Anfang an wie ein Leitmotiv über dem Fall. Die Vormundschaftsbehörden in Frauenfeld, die Thurgauer Justiz, die Anwälte von Issam O. fielen auf die Masche herein. Als sich Janine Schoch im Frühling 2009 von ihm trennte, war es nach offizieller Lesart nicht der muslimische Gatte, der sich zum religiösen Fanatiker entwickelt hatte, nein, es war seine evangelische Frau. Nach der Trennung ging es weiter nach demselben Muster. Nicht Issam O. hatte die beiden Kinder systematisch gegen sämtliche Schweizer Angehörigen aufgehetzt, nein, der Tunesier war das Opfer eines angeblich fremdenfeindlichen und islamophoben Schweizer Clans.

Und weil es bis dahin so gut funktioniert hatte, hielt Issam O., sekundiert von seinem Verteidiger Rolf Zwahlen, im Gerichtsverfahren an dieser Sichtweise fest. Als der Entführer etwa im Januar 2009 klammheimlich tunesische Pässe für Jonas und Elias beschaffte, war eigentlich seine Frau Janine schuld, wie er in einer Einvernahme erklärte: Sie habe halt die Geburtsscheine der Kinder nicht gut genug versteckt. Da musste er einfach zugreifen.



Das Opfer zur Täterin gemacht: Mutter Janine Schoch.

Zwar lief Janine Schoch erfolglos bei den Behörden Sturm, um vor der angekündigten Entführung zu warnen. Doch erst dadurch, so behauptet Verteidiger Zwahlen vor Gericht, habe sie den friedliebenden Issam O. auf die Idee gebracht, die Buben zu entführen.

Eine Frau, so der Tenor der Verteidigung, die ihren Mann derart provoziert, darf sich nicht wundern, wenn er die Beherrschung verliert. Issam O. stamme aus einer anderen Kultur, man müsse das verstehen und sich anpassen. Nach tunesischem Rechtsverständnis bestimmt der Mann nach einer Trennung allein über das Schicksal der Kinder. Zwar lebte das Paar nie in Tunesien. Zwar teilte die zuständige Thurgauer Justiz Elias und Jonas 2009 der Obhut der Mutter zu, wobei Issam O. ein grosszügiges Besuchsrecht bekam. Die Vereinbarung, die er mit seiner Unterschrift anerkannte, ist rechtskräftig. Doch nach der Entführung liess sich der Vater vor einem tunesischen Gericht klammheimlich die Obhut zuteilen. Damit ist nach Zwahlens Logik alles wieder im Lot, wurde das Schweizer Urteil zu Makulatur. Andere Länder, andere Sitten.

Die Gerichtsakten, die der *Weltwoche* vorliegen, zeigen ein anderes Bild. Es finden sich Mails, in denen Janine Schoch ihren Nochgatten anfleht, an das Wohl der Kinder zu denken und diese bei den Besuchen nicht mehr gegen ihre Schweizer Familie und das Christentum aufzuhetzen. Issam O. hatte den Kleinen beigebracht, auf (Schweizer) Kreuze und gegen Kirchtürme zu spucken.

Der Tunesier hatte die Entführung gegenüber seiner Exfrau angekündigt. Doch die Behörden glaubten der Mutter nicht, obwohl Issam O. ihre Befürchtungen in einer Polizeieinvernahme durch mehrdeutige Aussagen indirekt bestätigte. Janine Schoch zog schliesslich mit den Kindern von Frauenfeld nach Winterthur, in die Nähe ihrer Eltern. Dort kam ein Jugendsekretär dem wahren Sachverhalt auf die Spur. Leider zu spät. Im August 2010 setzte Issam O. seine Entführungspläne um, die er von langer Hand vorbereitet hatte.

Ursprünglich war vereinbart, dass die beiden Buben weder in die Moschee noch in die Kirche gehen und dereinst frei über ihren Glauben entscheiden sollten. Wie der Winterthurer Jugendsekretär Philip Meier im Zeugenstand bestätigte, focht sich Issam O. um die Vereinbarung, worauf man ihm erlaubte, die Buben in die Moschee mitzunehmen. Als die Kinder plötzlich alles Christliche und vor allem auch ihre Grosseltern aggressiv ablehnten, wurde eine Kinderpsychologin beigezogen. Die Fachfrau stellte fest, dass die Buben zwar ein inniges Verhältnis zu ihrem Vater hatten, dass dieser seine Söhne aber hinterücks gegen die Familie Schoch aufhetzte.

Das Bild des Manipulators, der seine wahren Absichten hinter einem aufgeklärten, charmanten und gegenüber Behörden geradezu «devoten» (Meier) Auftreten versteckt,

wird durch die Aussagen seiner Arbeitskollegen bestätigt. Keiner von ihnen hätte Issam O. die Entführung zugetraut. Der religiöse Streit dürfte bloss ein vorgeschobenes Motiv gewesen sein. Ungleich wichtiger, so muss man aus seinen Schreiben schliessen, war sein verletzter Macho-Stolz. Obwohl Issam O. selber diverse Frauenbeziehungen hatte, war er rasend eifersüchtig. Er wollte Janine Schoch bestrafen. Und schliesslich ging es um Geld. Wenn sie ihre Kinder wiedersehen wolle, so schrieb er ihr nach der Entführung aus Tunesien, müsse sie ihm 170 000 Franken überweisen. Sonst tauche er mit den Buben nach Libyen ab.

Issam O. hatte nach der Trennung offenbar Angst, seine Aufenthaltsbewilligung und damit den Kontakt zu seinen Buben zu verlieren. Das wäre zweifellos hart gewesen, aber das war nie das Ziel von Janine Schoch. Issam O. weiss, dass Elias und Jonas in Tunesien schlechte Zukunftsaussichten haben, wie er vor Gericht einräumte. Es kümmert ihn nicht.

Auch Väter leiden, wenn man sie von ihren Kindern trennt. Doch Jahrmillionen der Evolution lassen sich, aller Gleichstellung zum Trotz, nicht wegdekretieren. Für normale Mütter gibt es nichts Traumatischeres als den Verlust ihrer Kinder. Wenn ein Kind stirbt, ist das ein Schicksalsschlag, den man irgendwann überwinden muss. Eine Entführung dagegen,

Den Tod eines Kindes kann man verarbeiten, eine Entführung ist ein unerträglicher Dauerzustand.

so der Geschädigtenanwalt Bruno Steiner, ist «ein Dauerzustand ohne absehbares Ende», der mit den Jahren die Seele zerfrisst.

Entführungen in den arabischen Raum sind keine Seltenheit. Im Kern ist es immer dieselbe Geschichte. Ein Mann zeigt nach der Heirat und dem Erhalt der Aufenthaltsgenehmigung sein wahres Gesicht, es kommt zur Trennung; er rächt sich, indem er der Frau die Kinder wegnimmt und bei Verwandten in seiner Heimat versteckt; und irgendwann kommt die Erpressung. In der Regel sehen die Mütter ihre Kinder erst wieder, wenn sie entwurzelt, entfremdet und ohne nützliche Ausbildung als junge Erwachsene in die Schweiz geschickt werden, auf dass sie ihrem Clan möglichst viel Geld überweisen. Darum geht es letztendlich.

Meist finden die Tragödien unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Auch weil sich viele Opfer schämen. Es ist wie früher bei den Vergewaltigungen. «Selber schuld», hallt es den Müttern aus den Amtsstuben und Leserbriefspalten entgegen, sie hätten sich halt früher überlegen sollen, mit wem sie ins Bett gingen.

Diesen Spruch musste sich auch Marianne Stalder immer wieder anhören. Ihre Tochter Sherine wurde 1996 als Zweijährige von ihrem

Vater Abdelhamid H. nach Tunesien entführt. In jenem Fall verlangte der Entführer lediglich 35 000 Franken Lösegeld. Anders als Janine Schoch zahlte Marianne Stalder damals. Sie bekam Sherine trotzdem erst zehn Jahre später zurück, als diese bereits ein Teenager war.

Der Entführer Abdelhamid H. dagegen kehrte sofort in die Schweiz zurück, nachdem er Sherine bei Angehörigen in Tunesien deponiert hatte. Er wurde verhaftet und am 27. März 1997 vom Bezirksgericht Zürich zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt. Das war nach bisheriger Gerichtspraxis ein übliches Strafmass bei derartigen Fällen. Da sich Abdelhamid H. nach dem Urteil schriftlich verpflichtete, seine Tochter aus Tunesien zurückzuholen und der Mutter zu übergeben, wurde auf eine Landesverweisung verzichtet. Doch kaum war der Mann aus der Haft entlassen, vergass er sein Versprechen und tauchte unter.

Ausreden, Intrigen, leere Versprechen

Marianne Stalder ging zehn Jahre lang durch die Hölle. Das Wechselbad der Gefühle zwischen Hoffnung und Resignation trieb sie an den Rand des Wahnsinns. Immer wieder kamen Geldforderungen aus Tunesien, angeblich hatte Sherine gesundheitliche Probleme. Im Gegenzug durfte sie ihre Tochter, mit der sie sich sprachlich kaum verständigen konnte, jeweils ein paar Stunden lang sehen. In der Verzweiflung gaukelte sie dem Entführer ihrer Tochter schliesslich vor, sie hätte sich wieder in ihn verliebt. Dank dieser List gelang es Marianne Stalder, Sherine im Alter von knapp zwölf Jahren in die Schweiz zurückzuholen.

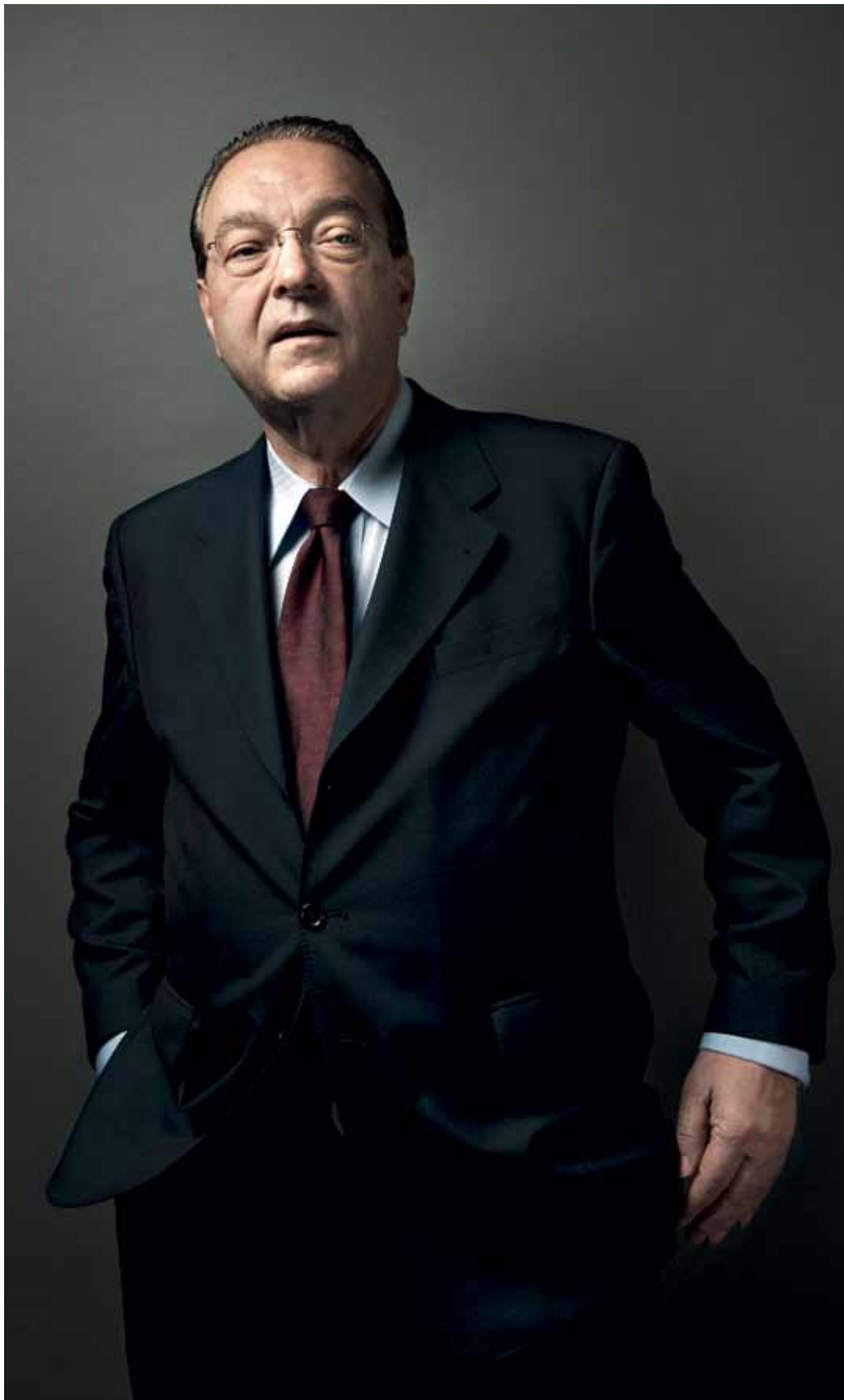
Nach Sherines Heimkehr begannen die Probleme erst recht. Das pubertierende Mädchen liess sich in der Schweiz nur schwer eingliedern, die Beziehung zur Mutter musste mühsam erarbeitet werden. Sherine fällt es heute noch schwer, über ihre Kindheit zu sprechen, fühlt sie sich ihrer tunesischen Familie, die sie aufgezogen hat, doch ebenso verbunden wie ihrer Mutter. Immerhin kam sie in einem Alter in die Schweiz zurück, in dem sie ihre Muttersprache noch problemlos lernen konnte. Zurzeit absolviert sie eine Lehre als Malerin.

Es sei ihr alles so bekannt vorgekommen, meinte Marianne Stalder, als sie, bisweilen mit den Tränen ringend, den Prozess gegen Issam O. in Winterthur verfolgte. Die Ausreden, mit denen der Mann das Opfer zur Täterin machte, seine leeren Versprechen, seine Intrigen gegen die Schwiegereltern, die Verzweiflung, die kaltblütige Erpressung – alles schon da gewesen. Mit einem wesentlichen Unterschied: Issam O. muss für einige Jahre ins Gefängnis. Und wenn die Kinder nicht freikommen, ist fraglich, ob er nach acht Jahren aus der Haft entlassen wird. Dabei ist die Strafe nicht einmal besonders hart, wenn man bedenkt, dass auf qualifizierte Entführung und Erpressung bis zu zwanzig Jahre Gefängnis stehen. ○

Blick in die Zukunft

Noch hat unser Finanzplatz Vorteile gegenüber der Konkurrenz. Doch wir steuern auf eine Situation allgemeiner Schrumpfung zu. Die Schweiz wird erst in zehn Jahren wieder einen Boom erleben.

Von Oswald Grübel



«Die Banken sind heute besser als vor fünfzig Jahren»: Bankier Grübel.

Noch vor wenigen Jahren waren wir in der Schweiz stolz auf unsere Grossbanken, sie waren in der Welt bekannt und geschätzt, und ihre Kunden profitierten von ihrem guten Ruf. Unsere Medien lobten sie in den Himmel und feuerten sie zu Konkurrenz an. Genau das Gegenteil ist heute der Fall. Jetzt wird mir oft gesagt, dass die Banken früher viel besser waren. Die allgemeine Meinung ist: «Heute denken die Banker nur noch an ihre eigenen Vorteile und sind hoffnungslos überbezahlt.»

Ich bin seit fünfzig Jahren im Bankgeschäft tätig und kann Ihnen deshalb versichern, dass die Banken heute besser sind als vor fünfzig Jahren. Das mag Sie überraschen, und Sie mögen ungläubig den Kopf schütteln.

Fakten statt Vertrauen

Die Wahrnehmung, dass Banken heute schlechter seien als vor Jahrzehnten, ist eine Folge der extrem grösseren Transparenz gegenüber damals. Vor Jahrzehnten haben Sie nichts oder fast nichts darüber gewusst, was in den Banken vorgeht, heute verhält es sich genau anders. Sie wissen fast alles über Ihre Bank, denn Sie bekommen es jeden Tag von den Medien und den Banken selbst vermittelt. Die Transparenzvorschriften der Grossbanken waren nie strenger als heute. Das erhöht natürlich nicht das Vertrauen, obwohl genau dies damit beabsichtigt wird.

Stellen Sie sich einmal vor, Sie würden über alles informiert, was eine Person Ihres Vertrauens tut. Ihr Hausarzt zum Beispiel, dem die meisten von uns blind vertrauen.

Wenn Sie in den Medien lesen könnten, was Ihr Hausarzt jeden Tag so tut, und er Transparenz in Bezug auf seine Arbeit schaffen müsste, würden Sie sich bald fragen, ob Sie ihn nicht wechseln sollten, und Sie würden seine Ratschläge und Diagnosen im Internet überprüfen. Vielleicht tun Sie das ohnehin schon.

Dieses Beispiel zeigt uns, dass die ungeheure Transparenz, die wir in den letzten Jahren mit Hilfe einer ständig verbesserten Technologie geschaffen haben, Vertrauen durch Fakten ersetzt. Das ist für uns Menschen kein einfacher Prozess. Es ist viel bequemer, zu vertrauen, als sich mit Fakten herumzuschlagen. Dieser Prozess zieht sich durch alle Bereiche unseres Lebens. Auch die Politik ist davon betroffen, wie Sie jeden Tag beobachten können. Die Medien haben das schon längst erkannt und verstehen es hervorragend, unsere Zweifel zu ihrem Vorteil zu nutzen.

Im Prinzip sollten wir froh sein, dass wir mehr Fakten haben und weniger vertrauen müssen. Wenn ich aber die täglichen Ereignisse in Wirtschaft und Politik beobachte, glaube ich, dass wir noch einige Zeit brauchen, bis wir uns auf ein Leben mit Fakten eingestellt haben. Fakten sind oft unangenehm, weil sie unseren Glauben zerstören und Lügen aufdecken können.

Nun aber zurück zu den Banken und den zwei Grossbanken im Besonderen. In Zusammenhang mit unseren Grossbanken aufgedeckte Tatsachen haben uns alle in den letzten Jahren erschreckt, hauptsächlich weil so viel Geld im Ausland verloren wurde wie noch nie und weil die Überlebensfähigkeit in Frage gestellt wurde.

Wenn Sie sich heute die Situation von 2008 ansehen, werden Sie erkennen, dass wir eine globale Bankenkrise hatten, in der jede Bank in der Welt in Frage gestellt wurde, was zu einem enormen Vertrauensverlust gegenüber allen Banken geführt hat. Erschwerend kam dazu, dass in vielen Banken Management und Verwaltungsrat von der Situation total überfordert waren. Es kam zu Rettungsaktionen, teils staatlich, und zu Verstaatlichungen. In vielen Ländern mussten die Zentralbanken mit Liquiditätshilfen einspringen, auch bei uns.

Die Frage ist, ob dieser Prozess optimal gehandhabt wurde oder ob man es hätte besser machen können. Im Nachhinein kann man

sagen, dass wir noch einiges aus dieser Situation zu lernen haben, nämlich uns mehr auf Fakten zu konzentrieren, als kopflos in Panik zu verfallen, aber wie ich schon vorher sagte, tun wir uns schwer mit Fakten.

Es ist die Aufgabe aller Zentralbanken, ihre Banken mit Liquidität zu versorgen und der letzte Kreditgeber zu sein. Wenn das nicht der Fall ist, oder nur zu ruinösen Bedingungen, dann ist das ein klares Misstrauensvotum gegen die eigenen Banken und man muss zugeben, dass die Aufsicht versagt hat. Das ist kein Plädoyer für «zu gross, um unterzugehen», aber es ist nun einmal eine Tatsache, dass man nur kleine Banken schliessen kann, wenn man nicht Gefahr laufen will, das eigene Finanzsystem zu torpedieren.

Die nachfolgende Diskussion und Ausarbeitung von Regeln und Gesetzen erfolgte öffentlich und sorgte manchmal für Kopfschütteln in und ausserhalb der Schweiz, weil sie eher der Diktatur der Emotionen folgte, als sich strikt an Fakten zu halten. Zudem ist es nie gut, öffentlich über die eigenen Banken zu diskutieren.

Aber nichtsdestoweniger haben wir heute schon wieder die am besten kapitalisierten Grossbanken in Europa, aber auch die zukünftig strengsten Kapitalvorschriften. Da inzwischen alle Länder mit globalen Banken höhere Kapitalanforderungen stellen, wenn auch

nicht in dem Masse wie bei uns, werden wir künftig mit schrumpfenden globalen Banken konfrontiert werden.

Alles schrumpft

Das wäre nicht so schlimm, wenn die westlichen Staaten nicht so hoch verschuldet wären und sich vorgenommen hätten, ihre Defizite und Schulden abzubauen. Die Kombination schrumpfende Banken und schrumpfende Staatsausgaben wird zu wenig oder keinem Wirtschaftswachstum führen, solange dieser Zustand anhält. Das macht es noch schwieriger, die guten Vorhaben umzusetzen.

Nach einer Periode der Globalisierung, die über die Jahrzehnte die Armut halbiert und Hunderten von Millionen Menschen Arbeit gegeben hat, scheint es mir, dass wir in der Weltwirtschaft einen Schritt zurückgehen. Man kann argumentieren, dass uns nichts anderes übrigbleibt, aber wie Sie alle wissen, tut jede Anpassung zuerst einmal weh.

Eines steht fest, wir werden in den kommenden Jahren noch besser kapitalisierte und sehr liquide Banken haben, um die wir uns nicht sorgen müssen, bis die Politik kommt und nach dem volkswirtschaftlichen Sinn fragt.

Seit über zehn Jahren steht das Bankgeheimnis unter dem Druck des Auslands, und es hat dem Druck nicht standhalten können. Durch das Verhalten der Banken mit



Weitsichtig anlegen. Mit unseren nachhaltigen Fonds.



Besuchen Sie uns auf www.zkb.ch/nachhaltige-anlagen

Wenn es um Nachhaltigkeit geht, ist die Zusammenarbeit mit unabhängigen Experten unabdingbar. Im Bereich Umwelt entspricht unsere gesamte Palette nachhaltiger Anlagen den strengen Anforderungen des WWF Schweiz, mit dem uns eine langjährige Partnerschaft verbindet. Damit sich Ihre Investitionen auch für die Umwelt auszahlen.

Die nahe Bank



Zürcher Kantonalbank

Gesetzesverstössen im Ausland, die Unfähigkeit, Datendiebstahl zu verhindern, und aufgrund der Bereitschaft anderer Staaten, die gestohlenen Daten für grosse Summen zu kaufen, ist vom ursprünglichen Verständnis des Schweizer Bankgeheimnisses wenig übriggeblieben.

Es scheint auch einen Wunsch in der Politik zu geben, zukünftig eine Weissgeldstrategie zu verfolgen, was leider die falsche Vermutung nahelegt, dass wir bisher nur eine Schwarzgeldstrategie hatten. Auch halte ich den bilateralen Verhandlungsweg betreffend Abgeltungssteuern für wenig erfolgreich. Wir sollten lieber gleich mit der EU verhandeln, wenn wir uns schon als Steuereinzahler für andere Staaten bewerben.

Der Zufluss ausländischen Geldes in unser Land ist von grösster Bedeutung für die Wirtschaft, hat er uns doch in den vergangenen Jahrzehnten einen Zinsvorteil von einem bis zwei Prozent verschafft. Das heisst, dass sich unsere Industrie, und auch wir privat, mit Hypothekarkrediten über Jahrzehnte billiger refinanzieren konnte als die ausländische Konkurrenz. Das hat erheblich zum Wohlstand beigetragen. Allein das Hypothekarkreditvolumen von zirka 650 Milliarden Franken und das Industriekreditvolumen von rund 350 Milliarden Franken machen uns jedes Jahr durch den Zinsvorteil um 10 bis 20 Milliarden reicher.

Das Privatbankengeschäft verändert sich, für viele Kunden ist die Schweiz nicht mehr das einzige Land, das für sie als Bankenplatz in Frage kommt. Viele Faktoren spielen dabei eine Rolle, hauptsächlich aber die sich stetig erhöhende Transparenz, getrieben von Technologie und politischem Druck und den Verwirrungen um das Bankgeheimnis. Die Grossbanken wachsen schon heute stärker ausserhalb der Schweiz als in der Schweiz, und ich glaube, dass dieser Trend anhalten wird.

Sind die Grossbanken zu gross?

Wir haben zwar noch unbestrittene Vorteile gegenüber vielen Ländern und auch ein gutes Image bei Anlegern, trotz der Vorfälle der letzten Jahre. In Zukunft müssen wir aber Klarheit darüber schaffen, was das Bankgeheimnis repräsentiert, und die Banken müssen noch mehr in Ausbildung investieren, um Anleger ausserhalb der Schweiz zu überzeugen, dass die Schweiz der richtige Platz für ihr Geld ist.

Das wird nicht einfach sein. Schrumpfende Banken generieren weniger Gewinn und werden von ihren Eigentümern angehalten, Kosten zu reduzieren. Das wird zu weniger Beschäftigung führen und zu mehr Automatisierung. Weiterhin erfordern die neuen Kapital- und Liquiditätsvorschriften eine erhebliche Reduktion des internationalen Bankgeschäfts. Die allgemeine Meinung ist zwar, dass das nicht falsch sein kann, da dieses Geschäft zu ungeheuren Verlusten im 2008 geführt hat,

aber, wie ich schon erwähnte, ist das nicht in der Ursache des Geschäftes zu sehen, sondern beim Management, denn es gab ja auch Banken, die profitabel waren.

Oft wurde behauptet, dass die Grossbanken zu gross sind für unser Land und in Krisensituationen die Schweiz überfordern. Wie wir wissen, war das nicht der Fall. Es wurde zwar die Hilfe der Nationalbank beansprucht, aber das ist in einer globalen Krise deren Aufgabe. Ob es wirklich eine kurzfristige Staatsbeteiligung brauchte, darüber kann man streiten. Die Fakten zeigen aber, dass eine globale Krise früher erkannt werden muss und Banken und Aufsichtsbehörden schneller handeln müssen.

Ich bin überzeugt, dass der Fall UBS, bei dem erschwerend die Steuerproblematik mit den USA hinzukam, sich nicht wiederholen wird. Weiterhin wird auch gesagt, dass die Gross-

Eine zehnprozentige Abwertung des Frankens reduziert unser Vermögen um 300 Milliarden.

banken zu gross seien, um erfolgreich geführt zu werden. Grössere Banken ausserhalb der Schweiz zeigen, dass es möglich ist. Wo wir uns verbessern können, ist auf Klarheit in der Führung und Verantwortung zu achten.

Der CEO oder Geschäftsführer soll und muss die volle Verantwortung für das Geschäft haben und kann sie nicht mit dem Verwaltungsratspräsidenten teilen, denn Verantwortung ist nicht teilbar. Unternehmen können nicht von Gremien geführt werden.

Wenn wir glauben, dass wir in Zukunft mit einem sehr viel kleineren internationalen Bankgeschäft auskommen können, wird das Auswirkungen auf unsere Exportindustrie, international tätige Unternehmen und unser Privatbankengeschäft haben. Gerade das internationale Geschäft hat unseren Privatbanken zum grossen Erfolg verholfen, auch wenn kleine Banken dies gerne in Abrede stellen.

Es ist klar, dass es einen Stopp des ungeheuren Wachstums in den Bankbilanzen geben musste, leider ist er für viele Banken und die globale Wirtschaft zu abrupt und zur falschen Zeit gekommen. Oder sollen wir sagen, gerade noch rechtzeitig?

Stress im Euro-Land

Ferner glaube ich, dass im Euro-Land die Konsolidierung der Banken noch nicht abgeschlossen ist und noch verschiedene Stresssituationen auf uns warten. Der Euro geht durch seine erste grosse Krise als künstliche Währung, ausgelöst durch die Einsicht, dass die Verschuldung der Euro-Staaten doch zu hoch sein könnte. Eine weitere Erkenntnis ist, dass kein Staat gezwungen werden kann, aus der Euro-Zone auszutreten, weil sonst das ganze Gebilde auseinanderfallen würde. Nur die einzel-

nen Staaten selbst können über einen Austritt entscheiden. Das stellt die Politik vor eine fast unlösbare Aufgabe, denn alle müssten sich unbeschränkt haftbar für den Euro erklären. Deshalb wird der Prozess der Erkenntnis noch eine Weile dauern.

Wir in der Schweiz haben uns entschlossen, den Schweizer Franken durch einen fixen Wechselkurs an die künstliche Euro-Währung zu binden. Die Erklärung dafür war der Erhalt der Arbeitsplätze in der Exportindustrie und im Tourismus. Wenn das auf Dauer funktionieren würde, müssten eigentlich alle Länder mit einer schwachen Währung Exportmeister sein, die USA beispielsweise. Auch dort, im Weissen Haus, hat man versucht, mich von der Theorie zu überzeugen, dass ein schwacher US-Dollar die Arbeitslosenzahlen senkt und die Wirtschaft ankurbelt. Leider bleiben die Beweise aus, und man kann sogar argumentieren, dass der umgekehrte Fall richtig ist.

Eine starke Währung ist besser für die Industrie, siehe Japan oder Deutschland. Starke Währungen haben Vorteile, sie senken die Preise, fördern Innovation und Automation und verbessern den Lebensstandard, speziell in einem reichen Land wie der Schweiz. Eine zehnprozentige Abwertung des Frankens reduziert unser Vermögen um 300 Milliarden.

Wir müssen also sehr überzeugt sein von dem, was wir erreichen wollen, und davon, dass es den gewünschten Effekt haben wird, denn sonst wird es zur grössten politischen Subvention aller Zeiten.

Lassen Sie mich einen Blick in die Zukunft wagen. Unsere Banken werden durch einen schmerzlichen, aber auch notwendigen Anpassungsprozess im internationalen Geschäft und im Privatbankengeschäft hindurchgehen. Das wird zu grossen Liquiditätsreduktionen in den lokalen und internationalen Wertpapier- und Finanzmärkten führen.

Das Bankgeheimnis hat für Jahre als Verkaufsargument ausgedient, und wir werden weiter von verschiedenen Staaten unter Druck gesetzt werden, mehr Transparenz zu schaffen. Die langanhaltende Euro-Krise wird sich negativ auf das Ertragspotenzial der Banken auswirken. Die Schweizer Grossbanken werden aber viel besser kapitalisiert sein als ihre europäischen Konkurrenten. Der Euro wird vorerst als Währung überleben und sogar seinen Wert gegenüber dem Dollar halten können. Die Weltwirtschaft wird wenig oder gar nicht wachsen.

Das Erfreuliche wird sein, dass wir in der Schweiz weniger von diesen Entwicklungen betroffen sein werden und dass wir in zehn Jahren wieder einen Wirtschaftsboom erleben werden.

Der 68-jährige Deutsche **Oswald Grübel** gilt als einer der besten Bankiers der Schweiz. Er sanierte die Credit Suisse und war zuletzt CEO der UBS. Das hier abgedruckte Referat hielt er an der Albisgüetli-Tagung der SVP.

Mit offenem Ende nach oben

Die SBB werden mit jährlich 10 Milliarden Franken subventioniert – ohne dass die Bevölkerung etwas davon merkt. Nun will der Bundesrat weitere 400 Millionen für die Bahninfrastruktur.

Von Peter Keller

Diese Finanzierung gleicht einer Vernebelung. «Die SBB war 2010 gut unterwegs», lobte sich die Bahn im letzten Jahr. «Das Konzernergebnis fiel mit 298,3 Millionen Franken erfreulich aus.»

Mit einiger Verspätung präsentieren die schweizerischen Eisenbahnen jeweils ihr Jahresergebnis. In der Öffentlichkeit diskutiert wird, wenn überhaupt, die sogenannte «betriebswirtschaftliche Rechnung». Eine Rechnung, die ihren Namen nicht wirklich verdient. Denn die wichtigsten Infrastruktur- und Kapitalkosten sucht man dort vergeblich. Sie tauchen erst in der «volkswirtschaftlichen Rechnung» auf, wo auch jene «Deckungsbeiträge» aufgeführt sind, die durch die Kantone, vom Bund oder mit Hilfe von Spezialfinanzierungen geleistet werden.

Das klingt reichlich kompliziert – und soll es auch sein. Aber man stelle sich eine Schreinerei vor, deren Werkstatt fast vollständig durch Gelder der öffentlichen Hand erstellt wird (Infrastrukturkosten). Auch die Inneneinrichtung (Maschinen, Werkzeuge usw.) oder die Schuldzinsen übernimmt weitgehend der Steuerzahler. Auf dieser Basis wirtschaften die SBB. Sie erhalten durch eine Vielzahl Kanäle Gelder: zinslose Darlehen, Beiträge à fonds perdu, Direktfinanzierungen, Kapitalverzinsungen, Leistungen für Infrastruktur, Abgeltungen.

Was die Bahn effektiv kostet, zeigt die «volkswirtschaftliche Rechnung». Hier fallen horrende versteckte Summen für den öffentlichen Verkehr an. Allein bei den SBB belaufen sich die öffentlichen Zuwendungen auf 10,136 Milliarden Franken (2010). Milliardensubventionen, die verschämt als «Deckungsbeiträge» ausgewiesen werden (siehe Tabelle).

Finanzquellen werden erschlossen

Den 10,136 Milliarden Franken «Deckungsbeiträgen» stehen auf der Ertragsseite 6,615 Milliarden gegenüber. Angesichts solcher Zahlen von einem «erfreulichen Konzernergebnis» zu sprechen, wie es die SBB tun, ist irreführend. Allein seit dem Jahr 2000 wuchsen die öffentlichen Beiträge um mehr als 3 Milliarden Franken.

Müssten die Bahnen ihren Betrieb wie jedes andere Unternehmen finanzieren, würde der sofortige Bankrott eintreten. Der Eigenwirtschaftlichkeitsgrad beträgt gerade einmal 39,5 Prozent. Oder anders gesagt: Über 60 Prozent der Kosten werden durch die öffentliche Hand

gedeckt. So gesehen, müssten die Bahntarife um den Faktor 2,5 steigen, damit die SBB einigermassen kostendeckend arbeiten könnten.

Seit dem Abgang von Moritz Leuenberger herrscht im Verkehrsdepartement immerhin mehr Transparenz. Einen Vorgeschmack lieferte Doris Leuthard mit ihrem Bericht zur Verkehrsverlagerung. Dort wird erstmals zugegeben, dass das Ziel, bis 2018 die Zahl der Lastwagenfahrten durch die Alpen auf jährlich 650 000 zu senken, nicht erreicht werden könne. Tatsächlich queren noch immer 1,25 Millionen LKW das Land. Der Schwerverkehr ist sogar kräftig am Aufholen: 1981 betrug der Anteil der Schiene an den alpenquerenden Gütern 90 Prozent. Bei der Einführung der leistungsabhängigen Schwerverkehrsabgabe (LSVA) 2001 waren es noch 70 Prozent. Mittlerweile ist der Anteil auf rund 60 Prozent gesunken.

Nun soll auch die Finanzierung der Bahninfrastruktur neu aufgestellt werden. Mit dem bisherigen System sei eine sichere langfristige

Finanzierung nicht mehr gewährleistet. «Bahninfrastrukturfonds (BIF)» heisst das neue Zauberwort. Wie bisher sollen Anteile der LSVA, der Mineralöl- und Mehrwertsteuer (rund 1,6 Milliarden Franken im Jahr) den BIF alimentieren. Die Strasse zahlt für die Schiene.

Dazu werden weitere Finanzquellen erschlossen. 300 Millionen Franken über höhere Kundentarife: Das Bahnfahren wird in den nächsten Jahren rund 10 Prozent teurer. Weitere 200 Millionen will der Bund in den BIF einschliessen, indem er künftig die Steuerabzüge fürs Pendeln einschränken will (auf 3000 Franken bei der direkten Bundessteuer). Auch die Kantone sollen jährlich 200 Millionen beisteuern.

Die Beschlüsse zeigen, wie die Abhängigkeit der Bahn von öffentlichen Geldern weiter zunimmt. Die Billettpreise haben mit der Kostenwirklichkeit nichts zu tun. Ein gigantisches Finanzierungsvehikel verschleiert den Blick auf die 10 Milliarden Subventionen. Mit offenem Ende nach oben. ○

Schweizerische Eisenbahnen			
Volkswirtschaftliche Rechnung 1990 bis 2010			
Jahr	Nettoertrag (ohne Beiträge) in Mio. Fr.	Deckungsbeitrag II in Mio. Fr.	Eigenwirtschaftlichkeitsgrad II in Prozent
1990	5 478,5	3 009,0	64,5
1991	5 998,0	3 403,8	63,8
1992	6 228,4	4 040,3	60,7
1993	6 237,6	4 065,0	60,5
1994	6 316,9	4 302,7	59,5
1995	6 192,8	4 750,8	56,6
1996 ¹	4 671,0	6 070,2	43,5
1997 ¹	4 672,3	6 156,6	43,1
1998 ¹	4 629,6	6 267,6	42,5
1999 ¹	4 738,7	7 039,1	40,2
2000 ¹	5 076,5	7 095,8	41,7
2001 ²	5 425,9	7 282,4	42,7
2002	5 434,4	7 746,5	41,2
2003	5 399,4	8 072,1	40,1
2004	5 939,7	8 151,5	42,2
2005	6 234,3	8 547,1	42,2
2006	6 408,6	8 425,4	43,2
2007	6 717,2	8 915,2	43,0
2008 ³	6 660,7 ^r	9 144,3 ^r	42,1 ^r
2009	6 469,0 ^r	9 760,7 ^r	39,9 ^r
2010	6 615,7	10 136,4	39,5

1 Zahlen angepasst an das Eisenbahngesetz SR 742.101. Änderung vom 24. März 1995, gültig ab 1. Januar 1996.
2 Ab 2001 Neuberechnung gemäss Revision Eisenbahnrechnung 2000.
3 Seit dem Referenzjahr 2008 werden die Aktivitäten der Schweizer Bahnunternehmen im Ausland nicht mehr berücksichtigt, hingegen werden die Aktivitäten der ausländischen Bahnunternehmen in der Schweiz erfasst (nach dem Territorialprinzip). Im Jahr 2010 wurden an der Präsentation der Ergebnisse von einigen Bahnunternehmen Änderungen vorgenommen. Bestimmte Abzüge auf die Erträge werden jetzt direkt von den entsprechenden Erträgen abgezogen. Diese Änderungen bewirken eine Abnahme der Nettoerträge um 203,140 respektive 114 Millionen Franken für die Jahre 2008, 2009 und 2010. Die Daten für die Berichtsjahre 2008 und 2009 wurden rückwirkend korrigiert.
^r Revision.

QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, BFS

Horrende versteckte Summen: «volkswirtschaftliche Rechnung» der SBB.



«Es war halt schon ein schönes Gefühl, Chef zu sein»: Niederer im ehemaligen «House of Innocence» in Lütisburg SG.

Der Traum vom unschuldigen Bordell

Nachdem er seinen Job verloren hatte, versuchte sich der Thurgauer Kurt Niederer als Verwaltungsrat mehrerer Firmen. Sie alle wurden vom professionellen Schuldenmacher Giuseppe Agnelli in den Abgrund gesteuert. Die Polizei lachte Niederer nur aus. *Von Christoph Landolt und Helmut Wachter (Bild)*

Dort hinten, wo jetzt die Tische stehen, war die Stange. An diesem Freitagabend aber: kein Tabledance, kein Lapdance. Die sieben anwesenden Rumäninnen sitzen im Fumoir, nur eine in weissen Hotpants schäkert mit einem pickligen Dorfjüngling. Es ist wenig los im «Club 140» in Lütisburg SG.

Kurt Niederer, 41, steht zum ersten Mal seit zwei Jahren wieder in «seiner» Kontaktbar. Fast alles ist noch, wie es zu seiner Zeit war, nur der Name ist anders, und die Stange ist weg. Weg ist auch sein ganzes Geld. Nur die Wut ist noch da – und die Scham. Die Scham, das ganze Ersparte einem Betrüger anvertraut zu haben, der damit ein Puff gemietet hat.

Es ist eine Geschichte, wie es sie jedes Jahr wohl hundertfach gibt. Ein Gutgläubiger meldet sich auf ein Lockvogelinserat, das Reichtum verspricht. Am Ende steht der Bankrott, finanziell und moralisch. Rechtliche Schritte

lohnen sich kaum, und kommt es dennoch zu einer Anzeige, sind die Fälle auch für die Justiz allzu verworren.

«Verwaltungsräte gesucht»

Niederer, ein Thurgauer, der seinen Schnauz immer noch wie in den achtziger Jahren trägt, dazu einen *Chüeli*-Ohring, ist ein anständiger Mensch. Nach der Schule hat er eine Eisenwarenhändler-Lehre gemacht, dann stets gearbeitet, oft auf dem Bau, später bei Stadler Rail. Bevor ihm vor vier Jahren gekündigt worden sei, habe er die ganze Pneumatik für die Thurbö-Züge eingebaut.

«Dann hab ich halt nach einem neuen Job gesucht», sagt Niederer. Eines Tages stolperte Kurt Niederer im Internet über ein Inserat: «Verwaltungsräte gesucht». «Ich hab mir gedacht, ich ruf da mal an», erzählt Niederer. Er habe nicht gewusst, was man da genau tun

müsse, als Verwaltungsrat. «Aber wer weiss, vielleicht ist das was für mich.»

Kurz darauf trafen Niederer und seine Partnerin Sandra Gasser den Mann hinter dem Inserat: Giuseppe Agnelli, Consultant. «Agnelli hat gesagt, Verwaltungsrat gebe nicht viel zu tun und sei nicht schwierig.» Um was für ein Geschäft es genau ging, war am Anfang nicht klar. Agnelli habe drei Firmen genannt: eine, die Heizungen verlege, eine, die Treuhand-Sachen mache, und eine, die im Gastrosektor tätig sei. Niederer wurde gleich bei allen dreien Verwaltungsrat. Warum er das tat? Niederer windet sich, seine Freundin kichert: «Es war halt schon ein schönes Gefühl, Chef zu sein», geben sie zu. Grosse Träume hätten sie nicht gehabt, «vielleicht mal ein *Hüsli*, das wäre sicher schön gewesen». Lange glaubten sie daran.

Zusammen mit Agnelli besichtigte Niederer in der ganzen Ostschweiz Restaurants und

Pubs, die ihre besten Tage hinter sich hatten. In Lütisburg wurden sie fündig. Das «Neuhüsli», das Puff, das im Untertoggenburg (fast) alle kennen, suchte einen neuen Betreiber. Der alte Pächter, der das Lokal für seine tschechische Geliebte gemietet hatte, konnte die Defizite nicht mehr länger tragen.

Agnelli hatte einen Plan: weg vom Schummer des Rotlichts. Das «Neuhüsli» sollte zwar ein Ort der Erotik bleiben, wo man weiterhin im Verborgenen alles durfte. Man wollte den Damen helfen, indem man sie nicht nur stundenweise vermietete, sondern seriöse Beziehungen mit solventen Männern einfädelt. In einem Schreiben schwärmte Agnelli von einem «sozialverträglichen Unterhaltungslokal», wobei sich die Erotikdienstleistungen möglichst auf «Showdarbietungen von Tänzerinnen» beschränken sollten. Auch Jassnachmittage und Frühschoppen für die Bewohner des Altersheims sollten durchgeführt werden. Sogar einen passenden Namen hatte sich der gebürtige Italiener ausgedacht: «House of Innocence». So wurde aus dem «Neuhüsli»-Puff ein «Haus der Unschuld».

Fass ohne Boden

Es gab viel zu tun. Für eine der Firmen, in deren Verwaltungsrat er sass, führte Niederer tagsüber Elektrikerarbeiten aus. Am Abend fuhr er oft nach Lütisburg, um im «House of Innocence» zum Rechten zu schauen. Seine Partnerin putzte und diente den osteuropäischen Mitarbeiterinnen als starke Schulter. «Wir hatten es eigentlich gut mit den Meitli», sagen beide.

Doch der Besitzer der Liegenschaft, Bauunternehmer Xaver Truniger, bekam seine Miete nicht. Monat für Monat 6500 Franken. Niederer konnte sich nicht darum kümmern, die Buchhaltung war Agnellis Sache. Agnelli, der an der House of Innocence AG offiziell nicht beteiligt war, wohl aber eine Generalvollmacht hatte, entschuldigte sich jeweils mit Fehlern der Bank. Nach einem halben Jahr reichte es Truniger: Er sprach die Kündigung aus.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die House of Innocence AG bereits Konkurs angemeldet. Als neue Mieterin zauberte Agnelli eine Firma namens Last Minute Business AG aus dem Hut. Die Gesellschaft gehörte seiner Ehefrau Monica Altagracia de Agnelli, einer Dominikanerin, die weder lesen noch schreiben kann und kein Wort Deutsch spricht. Auch Niederers Freundin liess sich überzeugen, im Verwaltungsrat Einsitz zu nehmen.

Nicht übernommen hatte die neue Firma den Getränkeliefervertrag mit der Firma Feldschlösschen. Da Niederer solidarisch unterschrieben hatte, forderte Feldschlösschen von ihm die ausstehenden 90 000 Franken. Der Bevollmächtigte Agnelli hatte zwar Verträge abgeschlossen, Niederer aber musste dafür geradestehen. Doch dessen Konto war leer. Der Lohn für die geleisteten Dienste war auch nach

Monaten noch ausstehend. Selbst das Kapital aus der Pensionskasse hatte Niederer in seine Firmen investiert. Was mit den gelieferten Getränken passiert ist, liess sich für Verwaltungsrat Niederer mangels Einblicks in die Buchhaltung nicht nachvollziehen.

Erst jetzt dämmerte es ihm: Agnelli wollte ihnen nicht zu mehr Geld verhelfen, er wollte ihr Geld. «Das ist ein ganz schlimmer Betrüger», schimpft Niederer. Doch es war zu spät. Der Traum von der eigenen Firma war geplatzt, das «House of Innocence» erwies sich als Fass ohne Boden. Unter der Last der Betreibungen musste Niederer Privatkonkurs anmelden und den Gang zur Fürsorge antreten.

«Ich bin ein Sanierer»

Niederer, Gasser und Truniger sind Teil einer langen Reihe von Gläubigern, die von Giuseppe Agnelli Geld fordern. Hans Rudolf Stählin, der Leiter des Betreibungsamts Lachen SZ, wird in einem halben Jahr pensioniert. Fast sein ganzes Berufsleben lang hatte er regelmässig mit Agnelli zu tun. «Er ist ein absoluter Künstler», sagt Stählin. Seit 1993 hat der Secondo, der in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen war, allein in Lachen Betreibungen in der Höhe von über 2,6 Millionen Franken angesammelt. Der Registerauszug ist zwei Seiten lang. Noch länger, davon ist Stählin überzeugt, ist die Liste der Forderungen, die gar nie zu einer Betreibung führten. Die Gläubiger verzichteten darauf, denn Agnelli zahlt nie.

Illegal ist das alles nicht. «Mein Strafregister ist absolut weiss», sagt Agnelli. Er empfängt den Reporter vor dem «Marina Lachen» am Hafen, wo er sich eine Zigarette nach der andern ansteckt. Zurückgegeltes, silbernes Haar, ein Dreitagebart über dem spitzen Kinn, kleine, aufmerksame Augen. «Ich bin ein Sanierer», sagt er. 56 Firmen habe er saniert. «Ich schaue objektiv, was bei einem aussichtslosen Fall noch an rechtlichen Instrumenten und Notlösungen da ist, um ein Fiasko zu verhindern.»

In der nächsten Stunde sagt er tausend weitere Sätze, bei denen vier Dinge immer gleich sind: Sie hören alle mit «oder» auf. Die Gauner sind immer die anderen. Alles sei viel komplizierter, als man denke. Und er, Agnelli, könne doch nichts dafür, wenn jemand in Konkurs gehe. Die House of Innocence AG beispielsweise, bei der er nur als Berater tätig war: «Die Firma hatte ja Probleme, sie hatte ja Schulden, oder.» Dass Niederer ruiniert ist, sei nicht sein Problem: «Er ist nicht behindert, er ist handlungsfähig, oder. Ich bin nicht für ihn verantwortlich.» Wer ihn als Betrüger bezeichne, begeben sich auf einen gefährlichen Pfad, warnt Agnelli. Er kenne das Gesetz, er glaube daran.

Es gab einmal eine Zeit, da Giuseppe Agnelli selbst Unternehmer war, als Besitzer der Sanitärfirma Gebrüder Agnelli AG, Altendorf. 1989 starb der Zwillingbruder bei einem Autounfall. Wie sauber diese Gesellschaft war,

darüber gehen die Angaben auseinander. Während Agnelli behauptet, die 170-Mann-Firma sei mehrere Millionen wert gewesen, als sie liquidiert wurde, war das Unternehmen laut dem Betreibungsbeamten Stählin komplett überschuldet. Fest steht, dass Giuseppe Agnelli miterleben musste, wie buchstäblich jeder Bleistift zwangsversteigert wurde.

«Seit diesem Zeitpunkt», sagt Agnelli, «habe ich mir keine Gedanken mehr über Recht und Unrecht gemacht. Es gibt Gesetze.» Er halte niemandem den Revolver an den Kopf, er zwinde niemanden, einen Vertrag zu unterschreiben. «Ich passe mich dem System an, ich halte mich an den rechtlichen Rahmen.» Er wolle auch keine armen Teufel überfordern, «aber manchmal übernehmen sich die halt selbst».

Stählin regt sich nicht nur darüber auf, dass Agnelli immer wieder bereitwillige Opfer findet. Was ihn am meisten erzürnt: «dass er nicht mal seine eigene Brut durchbringt». Agnelli hat neun Kinder von drei Frauen, für alle mussten die Gemeinden Lachen und Schübelbach die Alimente bevorschussen. Gegen 250 000 Franken kostete das die beiden Auserschwyzler Dörfer bis heute. Beim Vater gab es nie etwas zu holen. «Er sorgt in seinen eigenen Firmen dafür, dass keine pfändbare Differenz zwischen seinem Lohn und dem gesetzlichen Existenzminimum bleibt», sagt Stählin.

Gemäss Niederer bezog Agnelli viel mehr. Er habe immer wieder in die Kasse gegriffen und per Western Union Tausende von Franken in die Dominikanische Republik geschickt – er, Niederer, habe das Geld persönlich einbezahlt. Die entsprechenden Belege habe er auch der Polizei gezeigt, als er Agnelli an Silvester 2009 wegen Betrugs anzeigte. Agnelli bezeichnet die Bezüge als normale Lohnzahlungen.

«Die Polizisten haben mich ausgelacht», sagt Niederer. Das komme halt davon, wenn man gierig werde. Er sei an das Bezirksamt weiterverwiesen worden, dort wieder zurück an die Polizei. Keine Behörde wollte zuständig sein. Anfragen der *Weltwoche* nach dem Stand des Verfahrens blocken die zuständigen Behörden mit Verweis auf den Datenschutz ab. Agnelli sagt, er habe nichts von einem Verfahren gegen seine Person gehört. Niederer vermutet, dass sein Fall bis zur Verjährung bei der Staatsanwaltschaft liegenbleiben wird. Die Ermittlungen dürften lang und nervenzehrend werden, denn Agnelli war formell an keiner der Firmen beteiligt, deren Dächer über Niederers Kopf zusammenkrachten.

Selbst wenn sich Agnelli vor einem Gericht verteidigen muss, hat Niederer seine Ersparnisse verloren. Die Einzige in der ganzen Geschichte, die ihr Geld bekommen hat, ist eine rumänische Prostituierte, die sich nicht damit abfinden wollte, dass ihr Honorar nie kam. Die Dame schickte «Geldeintreiber» vorbei, die Agnelli mit schlimmen Konsequenzen drohten. Er zahlte. ○

Gehasst, vergöttert, missverstanden

Der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán bringt Medien und die EU gegen sich auf. Man wirft ihm diktatorische Eingriffe in den Staat vor, von Faschismus ist die Rede. Das ist Unsinn. Orbán hat zwar handwerkliche Fehler gemacht, aber die Aufregung ist übertrieben. *Von Boris Kálnoky*

Am 16. Juni 1989 hielt ein junger Ungar namens Viktor Orbán eine Rede vor Hunderttausenden seiner Landsleute, während weitere Millionen im Fernsehen zusahen. Der Anlass war die Umbettung der sterblichen Überreste des ungarischen Ministerpräsidenten der Revolution von 1956, Imre Nagys, 31 Jahre nach dessen schändlicher Hinrichtung.

«Meine Mitbürger», begann Orbán, und schon dieses Betonen des «Bürgerlichen» war in jenen Monaten vor der Wende eine Kampfansage. Er forderte freie Wahlen; den Abzug der russischen Besatzer; und sprach von Ungarns langem Kampf um Freiheit und politische Unabhängigkeit, gegen die Österreicher 1848 und gegen die Russen 1956. Nun sei es an der Zeit, so sagte er, diese «nie aufgegebenen Ziele der Nation» endlich durchzusetzen.

Es war, im damals noch kommunistisch regierten Ungarn, der lauteste Ruf nach Freiheit, den das Land seit 1956 vernommen hatte. Alle, die es damals hörten, waren elektrisiert. Auch viele Beobachter im Westen – und ganz besonders Liberale wie Daniel Cohn-Bendit, denn «liberal» kommt von «Freiheit».

Am vergangenen Samstag zogen 400 000 Menschen durch Budapest. Wieder war von Freiheit die Rede und vom Widerstand gegen Invasoren und Fremdherrschaft. «Wir werden keine Kolonie sein», hiess es auf Transparenten, im besten Orbán-Stil von 1989. Er selbst, mittlerweile schon zum zweiten Mal Ministerpräsident, trat nicht auf, wurde aber als Inbegriff der Freiheit gefeiert. Der Unterschied zu 1989: Es ging nicht gegen die Russen, sondern gegen die EU. Die droht mit Sanktionen, um Ungarns Demokratie vor Orbán zu «schützen». Europäische, speziell deutsche Medien schäumen, Orbán sei Faschist, Antisemit, der Todfeind der Demokratie. Die einst von ihm schwärmenden Liberalen, allen voran Daniel Cohn-Bendit, nennen ihn einen «Diktator».

Etwas ging furchtbar schief

Irgendetwas muss da seit 1989 furchtbar schiefgelaufen sein. Es scheint ein gewisses Missverständnis zu geben, denn weder ist Orbán ein Diktator, noch marschiert die EU mit Panzern in Ungarn ein. Aber viel ist geschehen in den 23 Jahren seit Orbáns Freiheitsrede. Der heutige Orbán ist ein gestandener Mann. Man sieht ihm an, dass er Schlachten gewonnen und verloren hat; er ist ein Überlebender diverser politischer Gemetzels. Manchmal metzelte er selbst. So etwas prägt.



365 Gesetze in 18 Monaten: Regierungschef Orbán.



«Orbán ist unser Mann!»: 400 000 Ungarn demonstrieren am letzten Samstag gegen die EU.

Das erste politische Blutbad war 1994. Damals hatte seine Partei, der liberal orientierte Bund junger Demokraten (Fidesz), mit nur sieben Prozent bei den Parlamentswahlen zu den Verlierern gehört. Kurz davor war Orbán Parteichef geworden. Nun ging es um seinen Kragen.

Der Machtkampf an der Spitze war brutal. Köpfe rollten, Karrieren zerbrachen. Am Ende hatte Orbán gewonnen und aus der liberalen eine konservative Partei gezimmert. Es hätte anders enden können. «Fast hätten die Linksliberalen ihn erledigt», sagt Gyula Kodolányi, Chefredaktor der konservativen Zweimonatschrift *Magyar Szemle*. Orbán scheint damals den Schluss gezogen zu haben, dass man in der Politik töten muss, um nicht getötet zu werden.

1994 hatte er Erfolg mit seiner Strategie, und der konservative Fidesz gewann 1998 die Wahlen. Sogar der linksliberale Schriftsteller György Dalos, ein heftiger Orbán-Kritiker, räumt ein, dass dies in der neueren ungarischen Geschichte nur Orbán gelungen ist: eine geschlagene Truppe wieder in die Schlacht und zum Sieg zu führen. Der Preis für den Erfolg, meinen seine Kritiker, war Verrat an den eigenen Idealen. Das stimmt nicht ganz, zumindest klangen schon in seiner Rede 1989 die Eckpfeiler seiner heutigen Grundwerte an. Der Ton damals war unmissverständlich patriotisch-bürgerlich, dabei durchaus europäisch. Der konservative Wandel, den er später vollzog, war nicht aufgesetzt; die Neigung scheint von Anfang an in ihm gewesen zu sein, überlagert von einer Schicht jugendlichen Liberalismus.

Orbán's gute Jahre

Nach dem Wahlsieg 1998 wurde der nur 35-jährige Orbán Ministerpräsident. Sein Programm konnte sich sehen lassen. Er wollte eine bürgerliche Mittelschicht schaffen, denn der Kommunismus hatte das Bürgertum zerstört, und ohne das kann Demokratie nicht gedeihen. Orbán wollte die Familien fördern, denn Ungarn leidet an Geburtenarmut. Kinder sollten bestmögliche Bildung bekommen. Denn nur über die Qualität seiner Bildung kann ein kleines Land wie Ungarn erfolgreich sein.

Er wollte im grossen Stil den Staat umbauen und zentralisieren, die Wirtschaft ankurbeln und die Staatsschulden senken. Nach dem deutschen Vorbild des Kanzleramtes führte er ein Ministerpräsidentenamt ein. Die Wirtschaft wuchs, die Inflation sank um fast die Hälfte, die Staatsverschuldung schrumpfte auf fünfzig Prozent des Bruttosozialproduktes.

Es waren gute Jahre, und Orbán fühlte sich auf dem rechten Weg. BBC-Reporter Nick Thorpe, der ihn noch aus der Zeit vor der Wende kennt, erinnert sich, wie Orbán ihm vor den Wahlen 2002 vorgerechnet hat, dass seine Wiederwahl quasi mathematisch gesichert sei. Die Meinungsforscher sahen ihn auch im Vorteil. Aber Fidesz verlor, sehr knapp – es fehlte weniger als ein Prozent.

Die unerwartete Niederlage 2002 war nach dem Machtkampf 1994 das zweite einschneidende Erlebnis. Orbán scheint schockiert gewesen und zu dem Schluss gekommen zu sein, dass die Medien schuld waren. Das mag teilweise stimmen – die Medien waren überwiegend links und arbeiteten eindeutig gegen ihn. Als Orbán nach acht bitteren Jahren in der Opposition 2010 wieder an die Macht kam, schlug er zurück. Ein scharfes Mediengesetz wurde verabschiedet, das ihm keinen politischen Nutzen bringt, aber international viel politisches Kapital kostete.

Die privaten Medien sind trotz allem frei und nehmen kein Blatt vor den Mund. Schlimmer ist, was Orbán bei den öffentlich-rechtlichen Medien anrichtete. Sie wurden in einer Zentralredaktion zusammengefasst – Nachrichtenagentur, Radio, Fernsehen –, personell gesäubert und werden neuerdings von fast sklavisch treuergebenen Gefolgsleuten geführt. Die Be-

Brüssel geht mit einer Härte gegen Ungarn vor, wie es sie nie zuvor gegen ein Mitgliedsland gab.

richterstattung verkommt zuweilen zur Posse.

Das Land, das Orbán jetzt regieren muss, ist ein anderes als das von 1998 bis 2002. Die beispiellos korrupte sozialistische Vorgängerregierung trieb Ungarn 2002 bis 2008 in den Ruin. Die Staatsschulden stiegen von 50 auf 82 Prozent. Dazu kam die Weltwirtschaftskrise. Und ein viel härterer Ton: 2006 hatte der sozialistische Ministerpräsident Ferenc Gyurcsány zugegeben, dass er die Wähler angelogen hatte. Die darauf folgenden Demonstrationen liess er, ein einstiger Kommunisten-Apparatschik, mit Metallknüppeln und Gummigeschossen niederschlagen und klammerte sich an die Macht. Die Verbitterung darüber setzte eine Spirale der Radikalisierung in Gang. Orbán und Fidesz wurden (noch) «antikommunistischer», und am rechten Rand tauchte eine rechtsradikale Partei auf, die Jobbik.

Diese allgemeine Krise will Orbán mit einer Zentralisierung der Macht, einer etatistischen Wirtschaftspolitik und einem stärkeren Ordnungsstaat meistern. Um wirtschaftspolitisch Spielraum zu gewinnen, schränkte er die Befugnisse des Verfassungsgerichtes ein und versuchte, die Nationalbank stärker an die Regierungslinie zu binden. Um die Schulden zu senken, griff er nach einem Teil der Renterrücklagen, verstaatlichte also Privateigentum. Um die Mittelschicht zu schonen, erlegte er ausländischen Konzernen rechtlich fragwürdige Sondersteuern auf.

Um das Problem des Rechtsextremismus und der Arbeitslosigkeit zu lösen, wurde ein staatliches Arbeitsprogramm aufgelegt. Zwangsarbeit, wenn man so will – wer Stütze bekommt, muss arbeiten, bekommt aber in

der Regel auch doppelt so viel Geld wie zuvor. Das könnte Sinn machen, denn eine Wurzel des Rechtsextremismus liegt in der fast kompletten Arbeitslosigkeit der Roma. Sie werden oft kriminell, und in der Folge gibt es immer mehr Ressentiments gegen sie.

Pfusch im Detail

All das sind forsche, kontroverse Massnahmen. Es ist nicht Diktatur – Orbán folgt dem Konzept einer «majoritären Demokratie». Die Regierung kann abgewählt werden, aber sie hat, solange sie regiert, mehr Macht. Es ist auch nicht antieuropäisch. Orbán ist überzeugter Europäer, aber er meint auch, dass eine christlich und konservativ gesinnte majoritäre Demokratie in Europa Platz haben muss.

Mit seinen Vorstellungen erntet er teilweise harsche Kritik und neuerdings Sanktionsverfahren der EU. Dabei sind manche der Ideen durchaus diskussionswürdig; manche wurden gar von anderen Ländern übernommen, zum Beispiel die Bankensteuer oder eine Schuldenbremse in der Verfassung.

Orbán's Politik leidet an unnötigen, im Grunde handwerklichen Fehlern. Er hat es zu eilig, denn er weiss, dass er seine jetzige Zweidrittelmehrheit nicht halten kann. 365 Gesetze in 18 Monaten, das führt zu Pfusch im Detail. Oft sind es solche unsauberen Details, die zu Streit mit der EU führen. Er hat sich ausserdem in den Kopf gesetzt, vielleicht als Revanche für die Niederlage 2002 oder aus Wut über die Polizeiausschreitungen 2006, einen Rachezug gegen die Ex-Kommunisten zu führen. Und er pflegt eine Rhetorik des nationalen Stolzes und ungarischer Grösse, die nicht mehr den richtigen Ton trifft wie 1989, sondern überzogen und bombastisch wirkt. Die Hexenjagd gegen die «Kommunisten» lenkt von wichtigeren Aufgaben ab, und das national-religiöse Pathos führt in die tödlichste Falle – es reizt zum Lachen. Lachen tun die Ungarn gerne und sarkastisch. Orbán-Witze haben Konjunktur, wie einst Kommunismus-Witze. 84 Prozent der Ungarn sehen ihr Land auf dem falschen Weg. Die nächsten Wahlen sind 2014. Vielleicht wird Orbán wieder nur eine Legislaturperiode schaffen.

Es kann aber sein, dass die EU ihm ungewollt hilft. Brüssel geht mit einer Härte gegen Ungarn vor, wie es sie nie zuvor gegen ein Mitgliedsland gab. Man gewinnt den Eindruck, dass massgebliche Kräfte der EU, ähnlich wie Orbán, in einer Zentralisierung der Macht den besten Weg aus der Krise sehen, nur eben einer Zentralisierung in Brüssel. Da stören nationale Sonderwege. Vielleicht will man an Ungarn ein Exempel statuieren.

Da kann es geschehen, dass Orbán's Reden vom ungarischen Hang zu Freiheitskämpfen wahr werden. Aus Trotz und Widerstand gegen gefühlte Fremdbestimmung könnte eine Mehrheit der Wähler an Orbán festhalten. ○

Von Kolumbus zu Schettino

Das Unglück der «Costa Concordia» vor der Küste der Toskana entlarvt unglaubliche Schlampereien. Das gekenterte Riesenschiff erscheint fast wie eine Metapher für das heutige Italien. Die Katastrophe und die Seefahrernation: Eine Geschichte von Stolz und Schiffbruch. *Von Peter Hartmann*



Nationalstolz: Fabel-Dampfer «Rex» in Fellinis «Amarcord», 1973.

Mit allen verfügbaren Booten und Schaluppen sind die Einwohner Riminis auf die spiegelglatte Adria hinausgepaddelt. Federico Fellini zeigt in einer Episode seiner hinreissenden Kindheitserinnerungen «Amarcord» die Vorbeifahrt des riesigen Transatlantikdampfers «Rex», der plötzlich aus der Dunkelheit fast zum Greifen nahe auftaucht, mit fauchenden Kaminen, illuminiert von Hunderten Bullaugen, und unter dem Jubel der Zuschauer wieder in der Nacht verschwindet. Der «Rex» war Italiens Nationalstolz der dreissiger Jahre, ein 270 Meter langes Traumschiff für 2032 Passagiere. Er trug das «Blaue Band» für die schnellste Atlantiküberfahrt von Gibraltar nach New York (4 Tage, 13 Stunden und 58 Minuten).

Die Epoche der romantisch-patriotischen Seefahrt ist untergegangen, heute führen Luxusliner die Massenkundschaft routinemässig ganz nahe zu den Postkarten-Destinationen des Mittelmeers heran. Das Geschäft mit den

Kreuzfahrtgästen ist unerbittlich. Und Schiffsroutine kann tödlich werden. Seit Freitag, dem 13. Januar, liegt vor dem Hafen der Insel Giglio im Tyrrhenischen Meer die gekippte «Costa Concordia» wie ein von Zyklophenhand hingeworfenes, monströses Spielzeug: eine schwimmende Kleinstadt, verteilt auf acht Stockwerke, die 4200 Menschen beherbergte und für mindestens 16 zum Grab wurde.

Gesellschaftstrophäen in Uniform

Ein Unglück wie die makabre Vorwegnahme des Gedenkens an die Katastrophe der «Titanic», die am 15. April 1912 auf ihrer Jungfernfahrt im Atlantik von einem Eisberg versenkt wurde und 1500 Personen mitsamt Kapitän Edward John Smith in die ewige Tiefe riss. Das damals grösste Passagierschiff führte zu wenig Rettungsboote mit sich und galt als unsinkbar.

Das Meer wählt sich seine Helden und Heldinnen aus. Während die Wellen der Schuld-



In fremden Diensten: Seefahrer Kolumbus.



Galionsfigur für Passagiere: Kapitän Schettino.

zuweisung an der «Concordia» hochschlagen, ist die Niederländerin Laura Dekker nach ihrer Weltumsegelung in 500 Tagen, allein auf ihrem Zweimaster «Guppy», wieder an Land gegangen. Das kühne Meerjungfrau-Wunderkindwesen ist 16 Jahre alt. Keine Autorität und kein Jugendamt konnten sie stoppen.

Verglichen mit Schettino, ist Dekker ein moderner Lord Jim aus Joseph Conrads Roman. Kapitäne wie Francesco Schettino, 52, auf der «Concordia» sind Galionsfiguren für die zahlenden Gäste, händeschüttelnde Gesellschaftstrophäen in Uniform, Foto-Objekte, Impulsauslöser von Befehlsketten, aber keine Abenteurer.

Schettinos Versagen erscheint fast wie eine Metapher für das heutige Italien. Der überforderte, die Katastrophe verdrängende, unentschlossene Dandy-Kapitän, der Hunderte von Menschen ihrem Schicksal überlässt, als er mit einer fadenscheinigen Begründung («Ich bin

in ein Rettungsboot gerutscht») flieht. Zuvor muss er sich in seinem Büro noch der Uniform entledigt haben, denn an Land trug er sie nicht mehr, während ihn der Offizier der Hafenbehörde am Handy angebrüllt hatte: «Gehen Sie zurück an Bord, Sie Schafs...!» Ein *comandante*, der fatal an den grossen Schiffbrüchigen erinnert, den Cavaliere Silvio Berlusconi, der sich schönrednerisch durch die Krisen des Landes navigierte bis zuletzt.

Eine Art Bermuda-Dreieck Italiens

Schettino versuchte sich nachträglich zum Helten umzudeuten. Seine Begleiterin Domnica Cermotan, 25, die als Russisch-Übersetzerin der Costa-Reederei arbeitet, aber an Bord nicht registriert war, pries ihn als «Retter von vielen Menschenleben». Die Verhörprotokolle der Staatsanwaltschaft in Grosseto rekonstruieren die Vorgänge auf der Kommandobrücke in der Unglücksnacht anders. Die «Verneigung», das Annäherungsmanöver an die Küste, war geplant und auf der Routenkarte verzeichnet und in das Steuersystem eingetragen. Ein Offizier des Maschinenraums bestätigte: «Die «Verneigung» stand nicht immer auf dem Programm, aber die letzten drei Male sind wir sehr nahe an Giglio herangefahren.» Vier Seemeilen vom Ufer entfernt, befahl Schettino den Wechsel zur Handsteuerung. Um 21.35 Uhr übernahm er selber das Steuer. Die nachträgliche Alkohol- und Drogenkontrolle fiel negativ aus.

Nach der Kollision des Schiffes mit einem Unterwasser-Riff um 21.42 Uhr trieb die «Concordia», deren Rumpf auf 70 Meter Länge aufgerissen war, minutenlang steuerungslos in der Strömung und im «Grecale», einem bissigen Nordostwind, bis sie unweit des Hafens auf dem Meeresboden zum Stand rutschte und Schlagseite bekam. Ein letztlich glücklicher Zufall, dass der Koloss, der nur acht Meter Tiefgang, aber 62 Meter Überbau aufweist, nicht auf offenem Meer unterging. Was sich chronologisch im Detail zugetragen hat, wird möglicherweise nie aufgeklärt werden, weil die Blackbox defekt war – eine weitere unglaubliche Schlamperie. Schettino hatte den Ausfall des Geräts zwei Wochen zuvor der Reederei gemeldet, die nichts unternahm. Costa gehört zum Weltkonzern Carnival, der jährlich 19 Millionen Passagiere befördert.

Kapitän Schettino belastet die Reederei schwer: «Costa hat die «Verneigungen» zu Werbezwecken angeordnet.» Die These von Schettinos Alleinschuld scheint unhaltbar. Auch der leitende Staatsanwalt der Toskana, Beniamino Deidda, erhebt schwere Verwürfe gegen den Schiffsbetreiber: Die Rettungsboote seien nicht einsatzbereit und das Personal für Notfälle nicht genügend instruiert gewesen. Schettino beruft sich darauf, dass die riskanten «Verneigungen» zum Programm von Costa und anderen Schiffsreisenanbietern gehören.

Auf der 7600 Kilometer langen Küstenlinie

Italiens reihen sich die attraktiven Ziele wie Perlen auf: Venedig, wo die Riesenkähne möglichst nahe am Markusplatz dümpeln, die Tremiti-Inseln, die Meerenge von Messina, die Äolischen und Ägadischen Inseln in Sizilien, Capri und Ischia, der toskanische Archipel mit Giglio, Elba und Capraia, die Schlucht von Bonifacio und La Maddalena auf Sardinien, die Cinque Terre, Sestri Levante, Portofino, San Remo. Die Regierung plant jetzt Verbotszonen. Eine Kontrolle der Schiffsbewegungen gibt es, anders als in der Luftfahrt, nicht.

Wie gefährlich diese engen Routen sind, erlebten die 1167 Passagiere und 391 Besatzungsmitglieder der «Sea Diamond» am 5. April 2007 entlang der Kraterküste der Vulkaninsel Santorini in der Ägäis. Das schwer havarierte Schiff



Riskante «Verneigungen»: «Costa Concordia».

wurde abgeschleppt und sank ausserhalb des Hafens Thira auf Grund; bis auf zwei Vermisste konnten alle Menschen evakuiert werden.

Der toskanische Archipel ist eine Art Bermuda-Dreieck Italiens. Zwischen Elba und Giglio verloren schon die Römer Hunderte von Schiffen. In die Geschichte eingegangen ist der Zusammenstoss in der Nacht des 17. Juni 1841 des Passagierdampfers «Mongibello» unter der Flagge des Königreiches beider Sizilien mit dem Raddampfer «Polluce», der mit einer sagenhaften Ladung von Schmuck, Diamanten, Münzen, einer goldenen Kutsche und einem Schrein mit Locken von Kaiser Napoleon nach Marseille unterwegs war. Die «Polluce» mit ihrem Schatz versank, die 91 Passagiere wurden von der «Mongibello»-Besatzung gerettet. Das Drama soll Alexandre Dumas zu seinem «Montecristo»-Roman inspiriert haben.

Vielleicht war das Unglück auch inszeniert, und die Tresore der «Polluce» wurden vor dem

Untergang ausgeraubt. Spätere Schatzjäger haben nicht mehr viel Beute gemacht. Auf den Friedhöfen der Ozeane verrotten drei Millionen Schiffe und sagenumwobene Reichtümer. Das Versicherungsgeschäft hat seinen Ursprung im Schiffbruch; auch der Versicherungsbetrug, wenn die Reeder etwa ihre Seelenverkäufer am Kap Horn, der tödlichsten Schiffsfalle der Weltmeere, in den Untergang schickten.

Kapitän Schettino erwies sich laut Generalstaatsanwalt Deidda als «auf tragische Weise ungeeignet». Die Italiener waren schon immer hervorragende Seefahrer, nur keine Seemacht, denn der Stiefel war im Mittelalter, als Spanien und Portugal die Welt unter sich aufteilten, zersplittert in Fürstentümer, Königreiche und verfeindete Stadtstaaten. Genua und Venedig waren Zentren des Seehandels. An den Küsten behaupteten sich Korsarennester und winzige Republiken wie Noli bei Savona, ursprünglicher Ausgangshafen des genialen Seefahrers Cristoforo Colombo, Kolumbus, der sich vom spanischen König anheuern liess. Amerigo Vespucci, Amerikas Namenspate, der im Dienste der Portugiesen die Bucht von Rio de

Kapitän Schettino erwies sich laut Generalstaatsanwalt Deidda als «auf tragische Weise ungeeignet».

Janeiro entdeckte, war Venezianer wie Alvise Cadamosto, der für Portugal die Westküste Afrikas kolonisierte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte Italien 1951 mit der «Andrea Doria» ins Transatlantik-Geschäft zurück. Am 25. Juli 1956 stiess das damals eleganteste Passagierschiff trotz einer unfehlbaren Radareinrichtung in einer Nebelbank vor der amerikanischen Küste mit der schwedischen «Stockholm» zusammen, die stabil blieb. Auf der «Andrea Doria» hingegen starben 46 Menschen, anderntags kenterte der Luxusliner. In der nachfolgenden Untersuchung wurde die Schuld am Unglück hauptsächlich dem «Andrea»-Kapitän, dem Ex-Admiral Piero Calamai, zugeschoben.

Auch der Fabeldampfer Federico Fellinis, der ruhmreiche «Rex», konnte seinem Untergang nicht entgehen. Der Transatlantik-Riese dümpelte nach Italiens Kriegseintritt 1940 im Hafen von Genua, und es gab Pläne, ihn in einen Flugzeugträger umzuwandeln. Später ankerte er im Hafen von Triest, fiel nach dem Waffenstillstand Italiens in die Hände der Deutschen, die ihn in den Buchten von Capodistria vor den Bombardements der Alliierten zu verstecken versuchten. Doch am 8. September 1944 erwischten ihn die Bomber der Royal Air Force mit 123 Treffern. Vier Tage lang brannte das Schiff, ehe es versank. Fellinis «Rex» war eine Miniatur-Nachbildung aus Plastik und schwamm in einer Kulisserie der Traumfabrik von Cinecittà. ○

Der Alpen-Botellón

Zum fünften Mal hat Didier Cuche das härteste und verrückteste Rennen der Welt in Kitzbühel gewonnen. Noch verrückter als die legendäre Hahnenkamm-Abfahrt waren der gigantische Aufwand der Organisatoren, das Schneechaos und die Party mit 30 000 Fans. *Von Andreas Kunz*

Drei Stunden nach dem Rennen, als die 30 000 Zuschauer längst zurück im Dorfkern sind, um dort weiterzutrinken, zu feiern oder im Hotel den Rausch auszuschlafen, ist der Zielraum in Kitzbühel übersät mit Tausenden leerer Bierdosen. Die übriggebliebenen Fans können sich kaum auf den Beinen halten, alle paar Meter landen sie auf dem Hosenboden. «Didier!», johlen sie und singen «Schalalalalaa»; einige schauen verzweifelt umher, suchen ihre Freunde, marschieren los und purzeln erneut in den Schnee. «Des geht sich schon aus», sagen sie und wanken vorwärts. Kurz danach liegen sie wieder im Schnee. Nur mit viel Glück hat sich einer mit seiner Fahnenstange nicht selber durchbohrt.

Abends um halb sieben muss es hier für die Siegerehrung wieder sauber sein. Die freiwilligen Helfer, die seit Tagen fast ununterbrochen im Einsatz standen, sind übermüdet, durchnässt, sie frieren. Doch von Zermürbung keine Spur. «Des passt schon», sagen sie, packen die Dosen in die Abfallsäcke und helfen den betrunkenen Fans auf die Beine.

Es ist das grösste Skifest der Welt, das am letzten Wochenende am Kitzbüheler Hahnenkamm stattgefunden hat. Für die Schweiz verlief es nach Drehbuch: In der Königsdisziplin Abfahrt gewann Didier Cuche – zwei Tage nachdem er an gleicher Stelle seinen Rücktritt bekanntgegeben hatte. Bereits zum fünften Mal war der gelernte Metzger aus Neuenburg auf der berühmten Streif der Schnellste. Er ist nun alleiniger Rekordhalter – vor Skilegenden wie Franz Klammer oder Karl Schranz. Doch die österreichischen Gastgeber liessen sich ihre Laune nicht verderben. Sie feierten, sie sangen und vor allem: Sie tranken, als ob Cuche ein Tiroler wäre.

Mit sieben Millionen Euro versichert

Die Rekorde fielen an diesem Wochenende nicht nur auf der Rennstrecke oder an den Getränkeständen. Seit fünfzig, wenn nicht sechzig Jahren hätten die Messstationen nicht mehr solche Schneemassen angezeigt, sagt der Moderator von Radio Tirol am Abend vor dem Rennen. Mehrere Täler sind von der Umwelt abgeschnitten, Touristen müssen in Not schlafstellen übernachten, am Strassenrand stehen reihenweise Autos, die nicht mehr vorwärtskommen oder ineinandergerutscht sind. Der Super-G vom Freitag musste bereits abgesagt werden, die Chancen für die Abfahrt stünden fifty-fifty, heisst es im Radio. Obwohl das



Selbst die alkoholisiertesten Fans halten bei der Hymne still: Cuche bei der Siegerehrung.

Rennen mit sieben Millionen Euro versichert sei, wäre es der «GAU», wenn nun auch der «Höhepunkt des ganzen Ski-Jahres» abgesagt werden müsste, sagt der Moderator.

1931 feierte die Hahnenkamm-Abfahrt Premiere, und erst sechs Mal konnte sie seither wegen schlechten Wetters nicht durchgeführt werden. Auch dank der Streif ist Kitzbühel zu einem der berühmtesten und mondänsten Skigebiete der Welt geworden. Das Dorf mit seinen 8200 Einwohnern gilt als Nobelort von Wien und München, es gibt rund 10 000 Hotelbetten und 1381 Ferienwohnungen, was fast einem Viertel aller Haushalte entspricht. Die Seele des Dorfs sei verkauft worden, klagen die Einheimischen. Tatsächlich hat es Kitzbühel – im Gegensatz zu vielen Schweizer Wintersportorten – geschafft, sich trotz des Booms einigermaßen treu zu bleiben. Hotels und Gasthäuser sind nur selten betonverbaut, sondern meist im klassischen Tiroler Landhausstil gehalten. Direkt unter dem Zielraum stehen wunderschöne Chalets aus altem, naturbelassenem Holz.

Für das Hahnenkamm-Wochenende sind sie alle angereist, die Hotels sind restlos belegt, in den Zeitungen paradien die Promis, neben Bernie Ecclestone oder Niki Lauda ist es vor allem Arnold Schwarzenegger, der für Trubel sorgt. «Arniemanie in der Gamsstadt», titelt die *Kronenzeitung*. Der Terminator sei mit dem Privatjet angereist und habe sich im Trachtenladen Haderer Winterschuhe für 3000 Euro gekauft, doch den extra für ihn reservierten Hamstermantel verschmäht. Danach habe er noch die WWP («Weisswurstparty») beim «Stanglwirt» besucht. «Bärig» fände es «die steirische Eiche» hier in Kitz, schreibt die Zeitung. Auf den Strassen ist von der «Snow-Society» an diesem Samstag wenig zu sehen. Es dominiert das Volk, das im Fünfminutentakt aus den Zügen beim Bahnhof Kitzbühel Hahnenkamm strömt, der nur wenige Meter neben dem Zielraum liegt. Es ist zehn Uhr morgens, es schneit immer noch unaufhörlich, viele Zuschauer sind bereits betrunken.

Was im TV als Sportfest präsentiert wird, ist in Tat und Wahrheit ein riesiger Alpen-Boatellón. Männer stürzen ihre Schnäpse herunter, junge Frauen schlürfen Piccolo-Sektflaschen, einige Gruppen schleppen ihre Bierkartons mit der Schubkarre zum Zielgelände. Zu Tausenden fallen sie von überall ein, ständig rutscht jemand aus und fällt um, steht auf und fällt wieder um. Mit Sägemehl gesichert sind nur die Wege zur VIP-Tribüne. Die Krankewagen bahnen sich den Weg durch die Masse.

Die vielen Fan-Shops verkaufen nicht nur «Schweiz»- oder «Österreich»-Schals, sondern auch solche mit der Aufschrift «AC/DC» oder «Kampftrinker». Zum Gaudi der Zuschauer startet ein Heissluftballon, eine Horde Schüler macht sich einen Spass daraus, die Seile festzuhalten. Ein Mädchen verheddert sich darin.

Als der Ballon aufsteigt, reisst das Seil ihr den Schuh vom Fuss. Die Horde lacht, das Mädchen wird bleich, es weint. Sie hätte fast ihren Fuss verloren.

Zehnstündiger Nachteinsatz

25 Euro kostet der Eintritt ins Zielgelände. Um 10.30 Uhr, eine Stunde vor dem Rennstart, beginnt die Show. Aus riesigen Lautsprechern dröhnen Disco-Hits, der Speaker ermuntert die Fans zu Gesängen und zum Durchhalten im wilden Schneetreiben. Auf der Leinwand laufen die Höhepunkte des letztjährigen Rennens. Damals herrschte Prachtwetter, heute ist zu diesem Zeitpunkt an einen Start nicht zu denken. Der Hausberg, der finale Teil der Streif, ist vor lauter Schneeflocken und Nebel kaum zu erkennen. Die Organisatoren verle-

Die Ambiance weckt Verständnis für die hysterischen Crescendos von TV-Kommentator Hüppi.

gen den Start auf die alte Schneise herunter, spektakuläre Stellen wie die Mausefalle oder der Steilhang fallen weg.

Die Rekordfahrt von Didier Cuche, der wohl grösste Triumph seiner Karriere, wäre nicht möglich gewesen ohne die 1450 Helfer, die dafür sorgten, dass das Rennen überhaupt stattfinden konnte. Tag und Nacht haben sie geschaufelt, gefräst, gekehrt und gestreut. Einen zehnstündigen Nachteinsatz auf der durchgehend beleuchteten Strecke haben sie hinter sich, in drei Schichten befreiten sie die Piste von bis zu achtzig Zentimeter Neuschnee. Umgerechnet 50 000 Kubikmeter Schnee hätten sie weg befördert, meldet die Rennleitung.



Unentbehrlich: einer von 1450 Helfern.

Eisig und hart muss die Piste sein, damit sie für sämtliche 62 Fahrer standhält. Vor allem aber ist die Streif steil. Bis zu 85 Prozent beträgt das Gefälle. Im Kitzbüheler Skiplan wird vor diesen Stellen mit dickem Ausrufezeichen gewarnt («Extreme Skiroute»). Der ehemalige Rennfahrer und heutige ARD-Kommentator Marco Büchel sagt: «Die Streif ist die verrückteste, härteste und schwierigste Strecke der Welt.» Anzufügen wäre, dass nirgends sonst auch eine derart verrückte Party im Zielraum abgeht. Der Speaker zählt die Minuten bis zum Start herunter, dann ertönt die österreichische Nationalhymne, die Leute grölen mit, und bei Rennbeginn, als der Schweizer Marc Gisin mit Startnummer 1 bereits unterwegs ist, dröhnt «Sexy and You Know It» von der Justice Crew aus den Lautsprechern.

Rechtzeitig zum Start hat es etwas aufgehellt, und beim Zuschauer beginnt das Herz zu klopfen, wenn er live sieht, wie die Rennfahrer über die Hausbergkante springen, dann links in die Traverse einbiegen und mit über 130 Stundenkilometern dem Ziel entgegenrasen. Die Bilder sind gewaltig, ebenso der Lärm aus Fans, Musik und entfesseltem Speaker. Es herrscht eine Ambiance, in der sogar zum ersten Mal so etwas wie Verständnis aufkommt für die hysterischen Crescendos von TV-Kommentator Matthias Hüppi.

Noch immer führt der Österreicher Joachim Puchner. Bevor Didier Cuche startet, kann der Amerikaner Bode Miller auf der Traverse einen Sturz nur mit knapper Not verhindern. «Uhhh!», hallt es aus 30 000 Kehlen. Als Miller im Ziel ist, zitternd vor Angst, wie er später sagt, läuft «It's My Life» von Bon Jovi. Der Speaker schreit: «Maaaii Gott, Bodil! Was haben wir alle Angst gehabt um dich!» >>>



Durchhalten im Schneetreiben: Schweizer Fans.

Dann geht der Titelverteidiger auf die Strecke. In den Wettbüros liegt Didier Cuche mit einer Quote von 4:1 vorne. Bei den Zwischenzeiten hat er Rückstand. Aber dann, am Hausberg, geht er als Einziger bereits in der Traverse in die Hocke und rast mit vollem Karacho ins Ziel. 1:13,28 min, neue Bestzeit, die Zuschauer jubeln, der Speaker dreht schier durch: «Der Cuche! Der Cuche! Mai Gott! Schon wieder dieser Cuche!»

Alle warten jetzt auf seine berühmte Show-Einlage, doch Cuche blickt zurück auf den Berg und lässt die Zuschauer toben. Er habe diesen Augenblick auskosten und ein allerletztes Mal die einzigartige Atmosphäre aufsaugen wollen, sagt er später. «Wenn du die Gefahr überstehst, und wenn du dann im Ziel das grüne Licht siehst, Bestzeit, du jubelst und die zehntausenden Fans jubeln mit dir, das ist der schönste Moment, den man haben kann.» Dann lässt er seinen rechten Ski doch noch durch die Luft wirbeln.

«Grösser als Roger Federer?»

Am Schluss des Rennens sind 23 Fahrer innerhalb einer Sekunde klassiert – trotzdem beträgt Cuches Vorsprung 24 Hundertstel. An der Pressekonferenz wird der Schweizer gefeiert, rund 700 Journalisten aus 35 Ländern sind angereist. Die Zeitung *Österreich* wird am Sonntag titeln: «Cuche klaut uns den Kitz-Sieg». Der *Kurier* nennt den glatzköpfigen Schweizer den «kleinen Pisten-Kojak». Und die *Kronzeitung* tröstet: «Ab jetzt lässt Didier wieder die Österreicher gewinnen.»

Alle sitzen an ihren Laptops und schreiben Lobeshymnen auf den Rekordsieger. Nur der Mann vom schwedischen Rundfunk sucht verzweifelt einen Schweizer Kollegen. Er fragt:

«Who is this Werner Gumpschwiizer?» Ein paar Schweizer Fans hätten ständig diesen Namen gejohlt, aber gewonnen habe doch der Cuche. Erst auf Nachfrage wird klar, dass der Schwede «Werner Gumpschwiizer» anstelle von «Wer nöd gumped, isch kein Schwiizer» verstanden hat. Er kann sich kaum einkriegen vor Lachen und entschuldigt sich: «Ich berichte halt normalerweise nur über Politik.» Dann fragt er noch: «Stimmt es wirklich, dass Cuche bei euch fast grösser ist als Roger Federer?» Er muss dann nochmals lachen, schüttelt ungläubig den Kopf und meint: «Das zeigt, welchen Stellenwert das Skifahren bei euch hat.»

«Hier ist er: Der unglaubliche, bombastische, unfassbare und unbezwingbare Didier Cuche!»

Draussen geht die Party jetzt richtig los. Kitzbühels Strassen und Gassen sind komplett verstopft, die Menschen tragen Geweihhüte, blinkende Hasenohren, rosa Plüschschwein-Kreationen. Überall ertönen Hupen, Tröten, Megafone; immer wieder kommt es zu kleinen Raufereien und Stürzen, die Ambulanzen fahren im Minutentakt. An den *Standl* gibt es Bier, Wein, Sekt, Wodka, Jägermeister und für 4.50 Euro sogar heissen Caipirinha. Damit der Umsatz stimmt, mussten die Lebensmittelläden schliessen. Eine Horde betrunkenen Schüler, denen die selbst mitgebrachten Getränke ausgegangen sind, will es nicht glauben. Doch der Security-Mann vor dem Billa, eine Tiroler Eiche in oranger Weste, kennt kein Pardon.

Wer den Weg noch findet, geht zur Siegerehrung wieder hoch zum Zielraum. Tausende Menschen stehen mit ihren Fahnen vor dem

Balkon des «Red Bull»-Restaurants. Die Bühne ist mit Plexiglas geschützt, da Trunkenbolde ständig Schneebälle nach vorne werfen. Wieder gibt der Speaker den Countdown durch und ruft: «Er ist der Schweizer des Jahres. Aber man kann sich vorstellen, wie verliebt Didier ist in unser Land, wenn er hier seinen Rücktritt bekanntgibt.» Dann kündigt er den Sieger an: «Hier ist er: Der unglaubliche, bombastische, unfassbare und unbezwingbare Didier Cuche!» Mit Schweizer Fahne springt dieser zuoberst aufs Treppchen, selbst die alkoholisiertesten Fans halten bei der Hymne still. Das Preisgeld beträgt 70 000 Euro. Im Interview zeigt sich Cuche bescheiden: «Ich respektiere, dass ich Glück hatte, dass alles aufgegangen ist. Vielen Dank, Kitzbühel.» Der Sieger lässt sich feiern, dann verabschiedet er sich, er winkt und wirft sein Käppi in die Menge.

Es ist wohl kein Zufall, dass Didier Cuche seine grössten Erfolge auf der Streif feiern konnte. Er, der sich in seiner fast zwanzigjährigen Karriere nach zahlreichen Verletzungen immer wieder zurückkämpfen musste, hatte den Willen, die Erfahrung, den Mut und nicht zuletzt die Muskeln, um die härteste Strecke der Welt schneller zu bezwingen als alle anderen. Selbst in Österreich, seit je der Erzfeind der Schweizer Ski-Nation, ist er zum Helden geworden. «Der König von Kitzbühel» wird er hier genannt. «Der Cuche hat des verdient», sagt ein Fan mit Flagge um die Schultern, geschminkten Wangen und Bierdose in der Hand. «Des passt schon.» Er trägt völlig durchnässte Converse-Schuhe, sucht seine Freunde, kann sich kaum auf den Füßen halten im Schnee. «Für uns Österreicher geht sich des in Zukunft schon wieder aus.» ○



«Arniemania in der Gamsstadt»: Schwarzenegger.



«Wer nöd gumped, isch kein Schwiizer»: jubelnde Fans.

Lieber Schaden als Schande

Zürich will seinen Steuerzahlern wieder einmal ein Fussballstadion abtrotzen. Es geht um die städtische Schüler-Meisterschaft. Ein weiterer Beweis dafür, dass Zürich gar kein Fussballstadion braucht.

Von Marcel Siegenthaler



Erinnert Euch des Sprichwortes der Alten: «Zürich leidet lieber Schaden als Schande.» Getreu dieser fast 200 Jahre alten Worte des Zürcher Philologen und Schriftstellers Johann Jakob Hottinger versucht sich Downtown Switzerland ein weiteres Mal in der Realisierung eines Fussballstadions. Der Regierungsrat hat soeben verkündet, der Kanton werde den neuen Hardturm mit acht Millionen Franken aus dem Sportfonds subventionieren. Weil die Gelder dieses Fonds zweckgebunden sind und vor allem dem Jugend- und dem Breitensport zukommen sollen, weist die Kantonsregierung prominent auf die Finals von städtischen Schülermeisterschaften hin, die dereinst vor den fast 20 000 leeren Hardturm-Zuschauerplätzen stattfinden sollen.

Doch damit nicht genug der ungewollten Ironie: Weil es ein «Herzenswunsch der Fans» ist, will die Stadt ihre Petardenwerfer mit einer Stehplatztribüne belohnen. Sie verzichtet deshalb mir nichts, dir nichts auf 20 Millionen Franken des Weltfussballverbandes Fifa, der aus Sicherheitsgründen nur reine Sitzplatzstadion finanziell unterstützt. Dabei könnte man den Fifa-Check gut gebrauchen, ist die Finanzierung der 150 Millionen Franken teuren Arena doch noch keineswegs gesichert.

Ein Blick in Stübli Stadionrechnungsbuch ergibt zurzeit folgendes Bild:

- 50 Millionen Franken gibt die Stadt Zürich.
- Weitere 70 Millionen gibt die Stadt als Darlehen.
- 8 Millionen gibt der Kanton Zürich.
- Je 2,5 Millionen steuern die beiden Stadtzürcher Klubs FCZ und GC bei.
- Weitere 5 Millionen erhofft man sich aus dem Verkauf von Volksaktien, an denen die Fans jedoch kaum Interesse zeigen.
- Stübli addiert die Millionen: $50 + 70 + 8 + (2 \times 2,5) + 5 = 138$.

Für den Fehlbetrag von einem Dutzend Millionen Franken wird wohl wiederum die Stadt aufkommen müssen. Im nächsten Frühling soll ihr Stimmvolk über das Projekt entscheiden. Dieses Stimmvolk hat sich schon 2003 einen neuen Hardturm aufschwätzen lassen, der damals allerdings bedeutend grösser geplant war und die Stadt wesentlich günstiger gekommen wäre. Die Credit Suisse und der Verkehrs-Club der Schweiz haben das Projekt dann aber gemeinsam ins Offside gestellt. Der

Bank verhiess der neue Hardturm eine zu kleine Rendite und den Umweltschützern zu viele Emissionen.

Aserbaidshän im Hardturm

In Basel und sogar in der Beamtenstadt Bern spielt man längst gewinnbringenden Fussball in privat finanzierten Stadien. In der Geldstadt Zürich hingegen macht ausser den Steuerzahlern niemand Geld locker für die angeblich wichtigste Nebensache der Welt. Warum also die neuerliche Zwängerei? Warum muss dieser Hardturm unbedingt her? Zürich



«Herzenswunsch»: Brugglifeld in Aarau.

würde gescheiter dazu stehen, dass die Stadt gar keinen neuen Fussballtempel braucht.

Knapp 20 000 Sitz- und Stehplätze sollen in den Hardturm gebaut werden. Das sind viel zu viele für die Grasshoppers, die während der Super-League-Vorrunde im Heimspiel-Durchschnitt nur gerade 6222 Unentwegte begrüßen durften. Auch bei den Heimspielen des FC Zürich (10 722 Zuschauer pro Liga-Heimspiel in der Vorrunde) bliebe das neue Stadion, über eine ganze Saison gesehen, halb leer. Für attraktive Länderspiele, zum Beispiel gegen Deutschland oder England, sind 20 000 Plätze jedoch zu wenig. Man müsste sich in Zürich

weiterhin mit Matches gegen Malta oder Aserbaidshän bescheiden, derweil die Knüller in Bern oder in Basel stattfänden – oder wie während der Euro 08 im Letzigrund ...

Die fussballerischen Tücken des Letzigrund-Leichtathletikstadions und das vermaledeite Fehlen einer Fussballarena eignen sich vortrefflich, um das Ausbleiben von Toren, Punkten, Titeln und Zuschauern zu entschuldigen. Das ist ein weiterer guter Grund, den Hardturm nicht zu bauen. Oder glauben die Zürcher Fussballfunktionäre tatsächlich, die Qualität ihrer Angestellten und die Quantität ihrer Eintrittsbezahler würden sich auf wunderbare Weise erhöhen, nur weil mit dem Geld der Stadt, des Kantons und von ein paar wenigen Wohltätern eine neue Location hingestellt wird?

Überlasst es den Aargauern!

Die Zürcher Medienhäuser haben gezeigt, wie man mit ungeliebten und zu wenig rentablen Zürcher Produkten umgehen kann. Sie überlassen Tele Züri und Radio 24 künftig den Aargauern, die so ihren nationalen Geltungsdrang befriedigen können. Warum also lagert man die Heimspiele des FCZ und der Hoppers nicht nach Aarau aus? Dort steht das altherwürdige Brugglifeld-Stadion, das den «Herzenswunsch» der Zürcher Fans erfüllt: Im Brugglifeld darf man auf mehr als 8000 der 9249 Zuschauerplätze stehen. Und mit den 150 Millionen Franken, welche die Zürcher mit dem Nichtbau des Hardturms sparen, können sie die Aargauer für deren Sicherheitsaufwand rund um die Spiele locker über Jahrzehnte hinweg entschädigen.

Zugegeben, frei von Polemik ist dieser Vorschlag nicht. Politisch korrekter ist die Forderung: «Fussballer, bleibt doch einfach im Letzigrund-Stadion!» Aber die Zürcher erleiden offensichtlich lieber den Schaden mit einem neuen Stadion als die Schande, ohne ein neues Stadion dazustehen.

Marcel Siegenthaler, ehemaliger Sportchef des *Blicks* und stellvertretender Chefredaktor der Gratiszeitung *.ch*, ist Inhaber der Textagentur Textension.



«Konstruktive Idee»: Hollywood-Legenden Burton, Taylor, 1967.



Zuerst sechs Monate, dann sieben Jahre verheiratet:

Zum zweiten Mal getraut

Manche Geschiedene zieht es Jahre nach der Trennung erneut zueinander. Dass die zweite Ehe mit demselben Partner hält, dafür gibt es keine Garantie. *Von Beatrice Schlag*

Zehn Jahre lang hatte das Ehepaar Taylor-Burton die Boulevardpresse glücklich gemacht. Seit sich die damals höchstbezahlte Filmschauspielerin der Welt und der walisische Theaterstar Anfang der sechziger Jahre auf dem Filmset von «Cleopatra» verliebt hatten, führte das ausschweifende Paar der Welt vor, wie Leidenschaft bei entsprechenden Gagen aussehen kann: Sie überhäuften einander mit Millionengeschenken: Jachten, Brillanten, Luxuskarossen und feudalen Anwesen. Sie küssten, betranken und fetzten sich unbekümmert, egal, wie viele Kameras ihnen gerade ins Gesicht blitzten.

Am 4. Juli 1973 überreichte Elizabeth Taylor der Presse in New York eine Mitteilung. «Ich bin überzeugt, dass es eine gute und konstruktive Idee wäre, wenn Richard und ich uns eine Weile trennen würden», stand in der handschriftlichen Note. «Ich glaube von ganzem Herzen, dass die Trennung uns am Ende wieder dahin bringen wird, wo wir sein sollten, nämlich zusammen. Betet für uns.» Was da nicht stand, war in den Gazetten längst nachzulesen: Richard Burton war mit der Schauspielerin Nathalie Delon, der Ex-Ehefrau von Alain Delon, fremdgegangen. Und im Gegensatz zu Liz Taylor, einer beherzten, aber nicht zügellosen Trinkerin, war er inzwischen schwerer Alkoholiker.

Richard Burton reagierte auf die Trennungsabsichten seiner Frau mit Liebesbriefen. «Ich liebe Dich und werde Dich immer lieben. Komm zu

mir zurück, so schnell Du kannst.» Mehrere Versöhnungsversuche scheiterten an seiner Betrunketheit. Ein Jahr nach der Pressemitteilung reichte Liz Taylor in Gstaad die Scheidung ein.

Fünfzehn Monate später heirateten sie in Botswana zum zweiten Mal. Burton hatte einen Entzug hinter sich. «Ist Dir klar, dass wir zusammen alt werden?», schrieb sie ihm begeistert. Sie lag falsch. Neben seiner nunmehr übermässig eifersüchtigen Ehefrau, die sich weigerte, in seinem Beisein auf ihre Drinks zu verzichten, wurde Burton nach wenigen Monaten rückfällig, andern Frauen und dem Whisky gegenüber. Nach einem halben Jahr verlangte er die Scheidung und heiratete kurz darauf das englische Model Suzy Hunt.

Suzy trank nicht und sorgte meist erfolgreich dafür, dass er nicht in die Nähe von Alkohol kam. Gegen Burtons Fixierung auf seine Ex-Frau war sie machtlos. Burton telefonierte regelmässig und ausgiebig mit ihr. Am 5. August 1984 starb er mit 58 an einer Gehirnblutung. Wenige Tage danach erhielt Liz Taylor einen am 2. August abgeschickten Brief. Darin schrieb Burton, er sei nie so glücklich gewesen wie mit ihr, und fragte, ob es für ihn eine Chance gebe, «wieder nach Hause zu kommen». Die aufreibende Taylor-Burton-Saga gilt noch heute als Hollywoods romantischste Liebesgeschichte.

Zum Vorbild für Paare, die einer ambivalenten, meist sexuell aufregenden Zuneigung zu-

einander auch nach der Trennung nicht entkommen, sind sie allerdings nie geworden. Dass es eine zweite Heirat mit der oder dem Ex im Showbusiness häufiger gibt als in anderen Berufen, ist kein Zufall. Schauspieler und Musiker sind ständig getrennt durch Dreharbeiten, Tourneen und PR-Auftritte. Zeit, einander zu geniessen, ist genauso selten wie Zeit, herauszufinden, ob man nur blöden Streit hat oder kaum zu überbrückende Differenzen. Die leidenschaftliche, abhängig machende Hassliebe ist eine schlechte Voraussetzung für erneutes Eheglück.

«Ich werde ihn immer lieben»

Melanie Griffith, Tochter von Hitchcock-Star Tippi Hedren («Die Vögel») und selber seit Kindesbeinen im Showbusiness, lernte «Miami Vice»-Star Don Johnson kennen, als sie 14 und er 22 war. Sie waren sechs Monate verheiratet, als sie 18 war. Dreizehn Jahre später heirateten sie erneut, die Ehe dauerte sieben Jahre. «Ich werde ihn immer lieben», sagte sie später. «Aber dass du jemanden liebst, bedeutet nicht unbedingt, dass du mit ihm leben kannst.» Sie ist seit 1996 mit dem spanischen Schauspieler Antonio Banderas verheiratet.

Rapper Eminem hatte seinen Zorn auf Ex-Frau Kimberley Anne Scott, Jugendliebe und Mutter der gemeinsamen Tochter Hailie, in so vielen Songs und Interviews beschworen, dass



Schauspieler Griffith, Johnson, 1973.

kein Mensch verstand, dass er sie nach jahrelangen Gerichtsfehden um Hailies Sorgerecht 2006 erneut heiratete. Die Ehe dauerte kein Jahr, die beiden sind erneut geschieden. Seit her bekriegen sie sich zumindest in der Öffentlichkeit nicht mehr. Informationen darüber, ob Pamela Anderson und ihr erster Ehemann, Mötley-Crüe-Star Tommy Lee, während ihrer Ehe wegen Tätlichkeiten gegen Anderson zu Gefängnis verurteilt, einmal mehr zusammen sind oder gerade wieder getrennt, interessieren inzwischen niemanden mehr.

Die Einsicht kommt nach der Scheidung

Mangelnde Liebe, sagen Scheidungsrichter, sei der seltenste Grund, warum Paare sich trennen. Die meisten scheitern an Untreue, Unzuverlässigkeit, Unfähigkeit, miteinander zu reden, Überforderung mit Familie und Beruf, zu hohen Erwartungen an den Partner, Geldsorgen und Süchten. Die meisten Paare ausserhalb des Showbusiness, die nach Jahren wieder zusammenkommen, suchen beim anderen nach einem Gefühl, das im Sturm und Drang nicht vorrangig ist: dass jemand für einen da ist.

Cecilia*, eine Seconda, hat ihren um einiges älteren Mann sehr jung geheiratet. «Man ist kaum zwanzig, man denkt, man habe etwas verpasst, und will seine Freiheit. Ich ging, heiratete einen andern und merkte erst dann, dass ich mit dem besten Mann der Welt schon einmal verheiratet gewesen war.» Cecilia kam mit dem Ehestand «geschieden» schlecht zurecht. Die vielgereiste, attraktive Ingenieurin vermisste vor allem den Menschen, «auf den ich mich absolut verlassen kann». Sie traf sich regelmässig mit ihrem ersten Mann. Sie tönte Wiederheirat an. Er war sehr zurückhaltend. Sie hatte ihn schon einmal verlassen, sie war schön, jung, er war skeptisch.



Wegen Tätlichkeiten im Gefängnis: Musiker Lee, Serien-Star Anderson, 1995.

«Du bist mein bester Freund», sagte sie. Irgendwann willigte er in eine zweite Heirat ein. Was ändert sich? «Nichts», sagt Cecilia. «Er steht zu mir, egal, was ich tue. Einen solchen Menschen findet man nicht leicht zweimal. Wir gehen heute behutsamer miteinander um, weil wir entschlossen sind, dass es halten soll.» Sie haben beide ihre Wohnungen in Zürich behalten und besuchen sich jeden Tag.

Silvia war zwanzig Jahre mit Pit* zusammen. Beide waren nicht immer treu, sie war öfter eifersüchtig als er. Er hatte einen schlechteren Job als sie, ein Kind aus erster Ehe, kein Geld, keine Zeit und keinen Mut, sie einmal mit einem Besuch zu überraschen. Sie hatte so viel mehr Möglichkeiten als er. Er verstand nicht, warum sie ihn liebte. Sie trennte sich, entmutigt über seine Zögerlichkeit. Als sie Mitte vierzig erfuhr, dass der Tumor in ihrem Bauch bösartig war, war Pit an ihrem Bett. Sechs Jahre später ein neuer Katastrophenbefund. Pit reiste wieder unverzüglich an.

Der Befund erwies sich als Fehldiagnose. Silvia liess sich frühpensionieren und ging mit Pit aufs Standesamt. «Ich wusste nicht, wie viel Zeit ich noch hatte, und wollte heiraten und klarmachen, dass wir zusammengehören. Liebe ist ein schwieriger Begriff. Wir bleiben dieselben, mit denselben Macken. Wir versuchen lediglich, besser damit umzugehen, aber es funktioniert nur manchmal. Wir geraten immer wegen der gleichen Dinge aneinander wie vor dreissig Jahren, seine Muffigkeit, meine Zickigkeit. Man wird kein besserer Mensch, nur weil man sich zum zweiten Mal zusammen tut. Aber auch wenn wir uns anpflaumen, grinsen wir uns nach relativ kurzer Zeit an. Ich glaube, wir lieben uns wirklich, wenn man Liebe anders definiert als das Leidenschaftsgefühl der Anfangsjahre.»

Helen und Jan* hatten weniger Glück. Er rief seine alte Liebe zehn Minuten nach der Scheidung von seiner Frau an, auf den Stufen des Gerichtsgebäudes: «Ich dachte, wir könnten heiraten.» Helen sagt, sie sei überwältigt gewesen von dem, was sie für Romantik hielt. Ihr bester Freund, mit dem sie einst acht Jahre zusammengelebt hatte, machte ihr nach so viel Jahren einen Heiratsantrag? Obwohl nichts passiert war, kein Flirt, keine Annäherung. Sie waren seit zehn Jahren Freunde und vertrauten einander blind, aber lebten inzwischen in verschiedenen Ländern und trafen sich höchstens zweimal im Jahr.

«Aber irgendwas hat mich abgeholt», sagt Helen, «eine Sehnsucht, begehrt zu werden, die ich verdrängt hatte.» Sie sagte spontan ja, die Hochzeit fand drei Monate später statt. Der Ehebeginn war ein Desaster. Er hatte gedacht, sie würde früher oder später zu ihm ziehen. Sie hatte gehofft, verwöhnt zu werden, nicht mit Geld, sondern mit Aufmerksamkeit und Unternehmungslust. Sie stritten von Anfang an über alten Kram und schämten sich, dass sie zu dumm gewesen waren, darüber zu reden, was sie voneinander erwarteten. Inzwischen sind sie sich einig, dass sie sich scheiden lassen, sobald einer von ihnen sich in jemanden verliebt, der seinen Hoffnungen näherkommt.

«Trotzdem», sagt Helen, «hat die Heirat viel verändert. Wir haben auf dem falschen Fuss angefangen, aber das hat uns nach anfänglichem Zoff nähergebracht. Wir streiten nicht mehr, sondern planen zusammen die nächsten Ferien. Es ist nicht, was ich mir unter Ehe vorgestellt habe. Aber es ist etwas unerwartet Liebevoll geworden. Da wir nicht wissen, wie lange es dauert, gehen wir beide damit sorgfältig um.»

*Namen von der Redaktion geändert.

Kommissar Hardrock

Als Einsatzleiter im Dezernat Leib und Leben der Berner Kripo fahndet Adrian Haberthür nach Mördern und anderen Kapitalverbrechern. An Wochenenden steht er als Frontmann der Rockgruppe Betamax im Rampenlicht von Lokalen im Berner Oberland. *Von Peter Holenstein und Fabian Unternährer (Bild)*

Herr Haberthür, Rockmusiker geben sich gerne als Machos. Kollidiert das mit dem Umstand, dass Sie eine Frau als Chefin haben?

Meinen Sie wie beim Navigationsgerät im Auto, wo Machos in den Einstellungen nur deswegen eine Männerstimme aktiviert haben, weil sie sich nicht von einer Frau rumkommandieren lassen wollen? Nein, nein. Damit habe ich überhaupt keine Probleme.

Was sagen Ihre Berufskollegen zu Ihrer Freizeittätigkeit als Rockmusiker?

Denen gefällt das. Ab und zu sieht man sie auch an unseren Konzerten.

Gölä, Polo Hofer, Züri West, Stephan Eicher, Florian Ast – die Schweizer Pop- und Rockszene scheint fest in Berner Hand.

Es macht den Anschein. Leider müssen wir Berner zugeben, dass die Jungs von Krokus Solothurner sind. Da ist etwas gewaltig schiefgelaufen.

Welches sind Ihre favorisierten Bands?

Kiss, Black Sabbath, Deep Purple, Uriah Heep, AC/DC und Krokus, die einzige Kultband in der Schweiz. Die rollen und donnern vom ersten Ton an. Chris von Rohr ist ein begnadeter Songwriter und Produzent. Wer von ihm nur den Ausdruck «Meh Dräck!» kennt, ist selber schuld. Er wird's vermutlich nicht gerne hören, aber er ist so etwas wie der «Bohlen der Schweiz».

Hätten Sie Ihren Beruf aufgegeben, wenn Ihnen die Rockgruppe Gotthard den Job des Leadsängers als Ersatz für den tödlich verunfallten Steve Lee angeboten hätte?

Selbst wenn ich das stimmliche Potenzial dazu hätte – nein! Denn wer das Erbe von Steve Lee antritt, wird, ob er das will oder nicht, immer an ihm gemessen werden. Trotzdem: Mit Nic Maeder als Steves Nachfolger hat Gotthard eine sehr gute Wahl getroffen.

Einen Kripo-Ermittler stellt man sich nicht unbedingt als zopftragenden Hardrock-Sänger vor ...

So kann man sich täuschen! Wie man als Polizist einem Täter oder Opfer gegenüber auftritt, hat weniger mit der Frisur zu tun als mit der Art und Weise, wie man dies tut. Und auf einer Bühne laute Töne von sich zu geben, heisst ja nicht automatisch, dass man sich im Berufsleben nicht adäquat auszudrücken weiss.

Warum haben Sie sich für den Polizeiberuf entschieden?

Bereits mein Vater war Polizist und später Fahnder bei der Kripo. Vielleicht steht man einem Beruf, den ein Elternteil ausübt, von Natur aus etwas näher. Doch abgesehen davon: Der Polizeiberuf bietet wohl wie kein zweiter ein breites Spektrum an Tätigkeitsfeldern. Wer diesen Beruf wählt, wird sich bis zur Pension nicht mehr langweilen. Ursprünglich wollte ich zur Seepolizei, aber während der Ausbildung wurde für mich klar, dass ich, wie mein Vater, als Fahnder Richtung kriminalpolizeiliche Arbeit gehen wollte.

Ist es nicht eine frustrierende Arbeit?

Eine gewisse Demotivation kann manchmal schon aufkommen. Man wird auf eine Busse reduziert, die das Gegenüber irgendeinmal für eine in seinen Augen lächerliche Widerhandlung erhalten hat. Und es gibt Beschimpfungen, Bspuckungen, Tötlichkeiten und schwere Angriffe gegen Polizisten, was nicht einfach hingegenommen werden darf. Früher hat man uns gesagt: «Nehmt das

«Kommt dann noch das ultracoole Ermittlervokabular dazu, wechsle ich definitiv den Sender.»

nicht persönlich; der sieht und meint nur die Uniform und damit den Staat.» Es muss ein Umdenken stattfinden und klarwerden, dass in der Uniform ein Mensch steckt.

Von Polizisten hört man oft, ihr Beruf sei eine Berufung ...

Es mag abgedroschen klingen, doch das trifft auf diesen Job zu. Nicht im Sinne von «Du bist der Auserwählte!», sondern was die Identifikation mit der Arbeit betrifft. Es ist erforderlich, dass man sich voll mit der Polizei und ihrer Tätigkeit identifiziert. Wer das nicht kann, wird nie den Bürger im Zentrum sehen können, und er wird auch nicht lange Polizist bleiben.

Weshalb faszinieren uns TV-Krimis?

Weil fast jeder Mensch bis zu einem gewissen Grad auch eine Faszination für das Böse, das Unheimliche sowie die Gier nach Sensation in sich trägt. Wäre dem nicht so, gäbe es nach schweren Verkehrsunfällen keine Gafferstaus.

Schauen Sie TV-Krimis?

Ich sehe mir am Sonntagabend gerne mal den «Tatort» an. Andrea Sawatzki als Kom-

missarin mag ich, weil sie so still und nachdenklich wirkt. Was ich nicht ausstehen kann, sind die klischeebehafteten Krimis, in denen abgebrühte Fahnder neben einer verwesenden Leiche ein Jogurt essen. Schlimmer sind nur noch jene, die sich beinahe übergeben, wenn sie eine Leiche sehen. Fernsehkommissare müssen ja oft auch tiefgreifende private Probleme haben, die sie nächtelang im Büro statt zu Hause schlafen lassen. Kommt dann noch das ultracoole Ermittlervokabular dazu, wechsle ich definitiv den Sender.

Was können Kommissare im Fernsehen besser als Sie?

Sie haben das Talent, immer nur jene Spuren zu finden, die auch relevant sind. In der Realität sind die wichtigen unter den unzähligen gesicherten Spuren oft nur schwer zu erkennen. Und die TV-Kollegen haben offensichtlich das bessere Zeitmanagement. Meistens stehen sie nach 45 Minuten am Würstchenstand und feiern den Abschluss der Ermittlungen. Dafür beherrschen wir das Zehnfingersystem besser, denn schreiben sieht man die TV-Kommissare nur selten.

In praktisch jedem Kriminalfilm machen die Ermittler von ihren Schusswaffen Gebrauch. Ist Ihnen das auch schon einmal passiert?

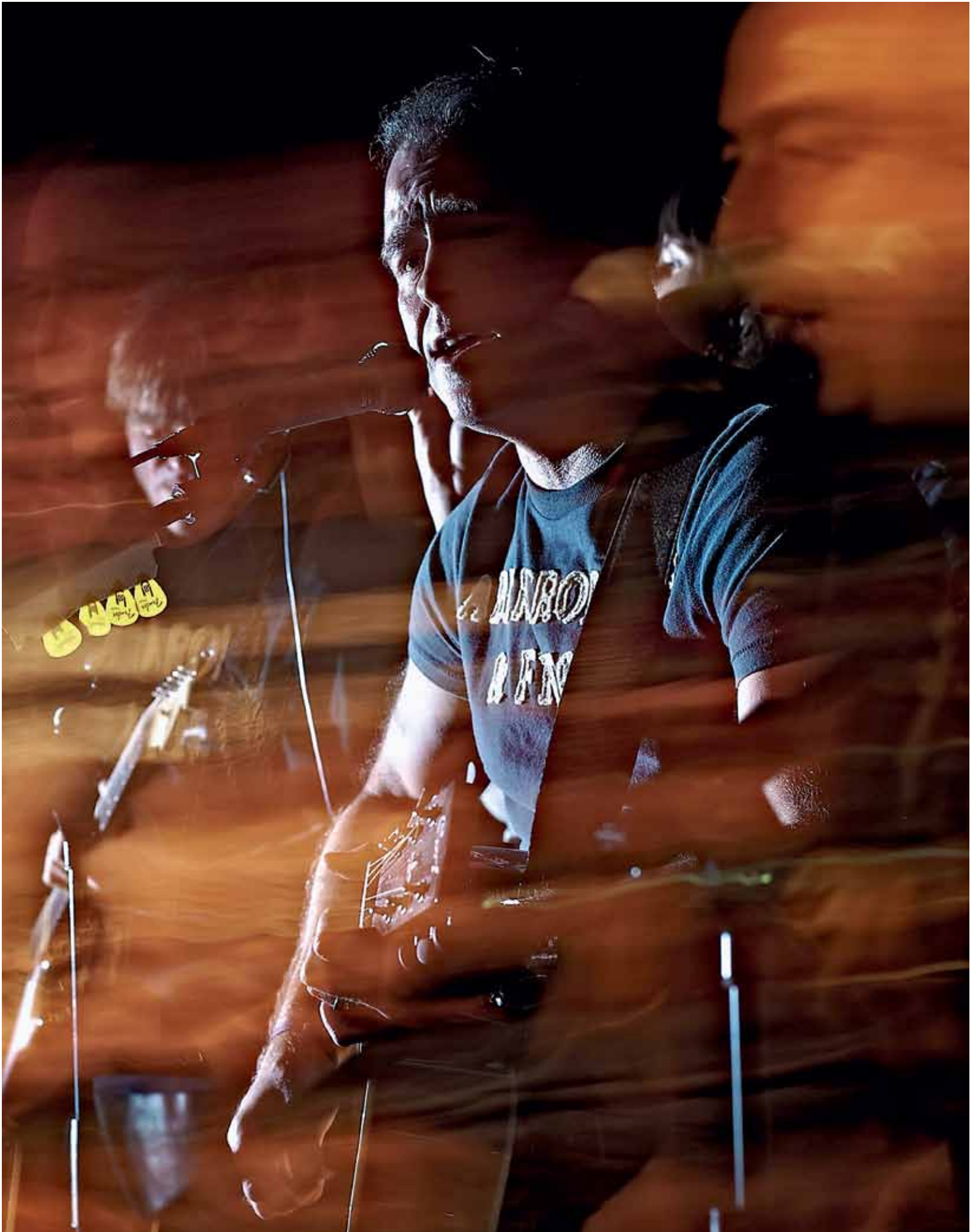
Es kommt hin und wieder vor, dass man in bestimmten Situationen jemanden mit der Waffe bedrohen muss, beispielsweise bei Anhaltungen oder wenn man selber mit einer Waffe oder einem gefährlichen Gegenstand bedroht wird. Aber ich habe glücklicherweise noch nie auf jemanden schiessen müssen, und ich hoffe, dass bleibt auch so.

Welches war das schrecklichste Verbrechen, mit dem Sie zu tun hatten?

In unserem Dezernat hat man oft mit unfassbaren Verbrechen zu tun. Diese zu werten, ist mir jedoch nicht möglich, weil es eine Liste gäbe, die zwischen «schrecklich» und «noch schrecklicher» unterscheiden würde. Was ich indessen aus Erfahrung weiss: Für die Opfer oder die Hinterbliebenen ist das erlebte Verbrechen immer das schrecklichste.

Was ist für Sie unerträglicher: die Tat oder die seelischen Abgründe der Täter?

Die seelischen Abgründe. Beispielsweise die emotionale Kälte, mit der eine Tat geschil-



«Ich habe glücklicherweise noch nie auf jemanden schiessen müssen»: Rockmusiker und Polizist Haberthür.

dert wird, oder wenn das Leben eines Menschen aus banalen Gründen ausgelöscht worden ist.

Zum Beispiel?

Ich war Einsatzleiter bei einem Tötungsdelikt, bei dem drei junge Menschen, zwei Männer und eine Frau, den Mord an einer Frau geplant und das Verbrechen auch ausgeführt hatten. Das Opfer wurde durch eine junge Frau, mit der es zuvor zu Abend gegessen hatte, unter einem Vorwand an das Ufer des Bielersees gelockt, wo es von einem der beiden Männer mit einem Baseballschläger kaltblütig erschlagen wurde. Zuvor waren der jungen Frau durch die Mittäter per SMS bis kurz vor den tödlichen Schlägen Anweisungen gegeben worden, wo sie sich mit dem Opfer am Ufer zu positionieren hatte. Nach der Tat nahmen die Täter noch das Bargeld des Opfers an sich und teilten den Betrag untereinander auf. Für mich war das Motiv noch erschreckender als die Tat: Das Opfer musste nur deshalb sterben, weil es der jungen Mittäterin lästig geworden war. Ein klärendes Gespräch oder ein Kontaktabbruch hätte ausgereicht, um das Problem zu lösen!

Welche ungeklärt gebliebenen Verbrechen beschäftigen Sie immer noch?

Die ungeklärten Verbrechen an Kindern aus den achtziger Jahren. Nach wie vor sind fünf Kinder vermisst. Die Kantonspolizei Bern bzw. wir vom Dezernat Leib und Leben sind die schweizerische Koordinationsstelle für Gewaltverbrechen an Kindern [ehemals «Soko Rebecca», Anm. d. Red.]. Man muss sich das Leiden der Angehörigen vorstellen, die bis heute hof-

«Was einem abhandenkommt, ist höchstens die rosarote Brille.»

fen, dass ihr Kind oder der Täter gefunden wird. Menschen, die eigentlich immer noch ein Kind suchen, obwohl die Vermissten ja längst erwachsen wären. Wer selber Kinder hat, kann sich unschwer vorstellen, wie bedrückend das sein muss.

Frustriert es Sie persönlich, wenn eine Tat nicht geklärt werden kann?

Man darf sich in diesem Job nicht frustrieren lassen, denn Frustration zieht Motivationslosigkeit nach sich. Das hilft dann definitiv nicht mehr weiter. Klar ist man enttäuscht, wenn beispielsweise ein Tötungsdelikt nicht geklärt werden kann. Doch man muss sich bewusst sein, dass man es auch nicht erzwingen kann.

Polizisten wird oft vorgeworfen, sie hätten eine einseitige Perspektive auf die Gesellschaft.



«Klar abgrenzen»: Einsatzleiter Habertür.

Es ist genau umgekehrt. Wir leben in der gleichen Gesellschaft wie alle anderen. Nur erleben wir berufshalber oft Situationen, die einschneidend sind, oder wir haben es mit Menschen zu tun, die sich in extremen Gemütsverfassungen befinden. Was einem dabei abhandenkommt, ist höchstens die rosarote Brille.

Hat die tägliche Auseinandersetzung mit Gewaltverbrechen Ihr Menschenbild verändert?

Auf gewisse Weise schon. Natürlich sehe ich nicht in jedem Menschen einen potenziellen Gewalttäter, doch meine Tätigkeit hat mein Vorstellungsvermögen, zu welcher Brutalität ein Mensch fähig sein kann, zweifellos gesteigert. Die *game over*-Mentalität hat längst Einzug gehalten: Man tritt, schlägt und sticht im Ausgang, nur weil man den Quadratmeter, auf dem man steht, wie ein Gockel behaupten will. Beim Computerspiel erhält man immer wieder eine neue Chance, im richtigen Leben aber oftmals nicht. Der Unterschied zwischen der virtuellen und der realen Welt, so mein Eindruck, scheint vielen nicht mehr ganz klar zu sein.

Stumpft man in diesem Job über die Jahre nicht einfach ab?

Abstumpfen ist das falsche Wort. Ich nenne es «Negativreizgewöhnung»: Der Anblick einer entstellten Leiche erscheint einem nicht mehr im Traum. Man muss in diesem Beruf hinschauen können und auch wollen. Nur wer Interesse an solchen Delikten hat, kann in diesem Bereich auch arbeiten.

Welche Rolle spielt die Intuition bei der Aufklärung eines Verbrechens?

Eine grosse! Die Ermittlungen müssen zwar

in alle Richtungen geführt werden, doch irgendwann muss man auch Prioritäten setzen. Oftmals ist es die Intuition, die einen leitet, denn sie hat auch mit Erfahrung zu tun. So kommt es vor, dass man intuitiv spürt, ob eine Person, die man gerade einvernimmt, mehr weiss, als sie vorgibt. Dennoch darf nicht vergessen werden, dass – Intuition hin oder her – letztlich nur der Tatbeweis oder ein Geständnis zählt. Auf dem Weg dazu kann Intuition jedoch sehr entscheidend sein.

Wie sieht die Arbeit am Tatort aus?

Zunächst gehört der Tatort zwecks Spurensicherung dem Kriminaltechnischen Dienst. Erst wenn die Kriminaltechniker ihr Okay geben, dürfen wir Ermittler den Tat- oder Leichenfundort betreten. Weil der Leichenfundort oft nicht auch der Tatort ist, will ich die Lage der Leiche, die Gegebenheiten und allenfalls die Blutspurenbilder sehen. Nur so kann man sich vorstellen, was möglicherweise vorgefallen ist. Hinzu kommt: Nur wenn man vor Ort ist, lassen sich Distanzen und Grössenverhältnisse richtig einschätzen. Bereits am Tatort bespricht man sich auch mit dem zuständigen Staatsanwalt.

Bei Verbrechen gegen Leib und Leben wird in Bern ein sogenanntes Einsatzbüro eröffnet . . .

Das Einsatzbüro, dem Fahnder aus den Polizeiregionen oder der Kriminalabteilung zugeteilt werden, leitet und koordiniert die Ermittlungen. Je nach Fall werden fünf bis zehn oder mehr Fahnderteams (Zweier-teams) eingesetzt. Die Bearbeitung von Tötungsdelikten funktioniert nur in enger Zusammenarbeit mit Staatsanwaltschaft, Kriminaltechnik, Regionalfahndung, Stationierter Polizei, Rechtsmedizin und anderen Diensten. Alleingänge gibt's nur im Kino oder in TV-Krimis.

Erinnern Sie sich noch an Ihre erste Leiche?

Ja, es handelte sich um einen Drogentoten, der an einer Überdosis Heroin gestorben war.

Können Sie bei Verhören persönliche Emotionen beiseitelassen?

Das ist eine Voraussetzung für diesen Job. Man kann keine Antworten auf Fragen erwarten, wenn man das Gegenüber angewidert betrachtet oder verächtlich behandelt. Genauso verfehlt wäre es, Verständnis für die Tat vorzugaukeln. Es gilt, sich klar abzugrenzen und das Gegenüber fair zu behandeln, denn nur so kann auch Vertrauen entstehen.

Und bei der Tatort-Arbeit?

Da bleibt kein Platz für Emotionen. Man ist in die Arbeit vertieft, nimmt die Eindrücke in sich auf, versucht sich vorzustellen, was vorgefallen ist, und sucht nach Ermittlungsansätzen. Emotionen kommen, wenn

überhaupt, erst nach getaner Arbeit zu Hause hoch.

Seit 1. Januar 2011 haben Beschuldigte das Recht auf einen «Anwalt der ersten Stunde». Erschwert das die Arbeit?

Nein, aber die Zeitplanung wurde komplizierter. Man kann nicht einfach mal hingehen und den Beschuldigten befragen. Dem Anwalt muss in einer angemessenen Frist der Einvernahmetermin bekanntgegeben werden. Bei Verfahren mit nur einem Beschuldigten ist das nicht so problematisch. Bei mehreren Beschuldigten mit ihren jeweiligen Anwälten sieht es dann schon anders aus. Da kommt es vor, dass ein regelrechter Stundenplan gemacht werden muss.

Inwiefern steht der Datenschutz der Aufklärung von Verbrechen im Weg?

Wenn man bedenkt, was die Leute nur schon auf Facebook und anderen Internet-Plattformen so alles an persönlichen Daten preisgeben, kann einen schon das Gefühl beschleichen, dass der Datenschutz manchmal übers Ziel hinausschiesst. Die Informationsbeschaffung, beispielsweise bei anderen Amtsstellen, ist heute aufgrund des Datenschutzes mit einem erheblichen zeitlichen und administrativen Aufwand verbunden. Das kann die schnelle Aufklärung eines Verbrechens in gewissen Fällen durchaus behindern.

Adrian Haberthür

Der 44-Jährige kam in der Familie eines Polizisten in Biel zur Welt. Er absolvierte eine Lehre als Lastwagenmechaniker und trat 1990 in die Polizeischule des Kantons Bern ein. Danach war er im Kanton Bern sowohl bei der Uniformpolizei wie im kriminalpolizeilichen Dienst tätig. Seit 2004 gehört er als Einsatzleiter bei Tötungsdelikten und anderen Kapitalverbrechen dem Dezernat Leib und Leben der Kriminalpolizei Bern an. Zusammen mit dem Gitarristen Udo Wittwer gründete Haberthür 2005 die Rockgruppe Betamax, die regelmässig in Klubs und Lokalen des Berner Oberlandes auftritt. Haberthür ist geschieden, Vater von zwei Kindern und lebt mit seiner langjährigen Lebenspartnerin in der Nähe von Bern. In seiner Freizeit ist er begeisterter Motorradfahrer und Camper. (ph)

Gibt es den total abgebrühten Verbrecher?

Ja, aber nicht unbedingt bei Tötungsdelikten. Es gibt zwar Menschen, die bis zur eigentlichen Tötungshandlung abgebrüht sind. Danach aber hat noch jeder, mit dem ich es zu tun hatte, irgendwelche psychische

oder physische Reaktionen gezeigt. Ein Mensch, der ein Leben ausgelöscht hat und keinerlei Reaktionen zeigt, ist nicht abgebrüht, sondern krank und gefährlich.

Viele Menschen können nicht verstehen, dass gewisse Gewalttäter oft schon am Tag ihrer Verhaftung bereits wieder auf freiem Fuss sind. Was läuft da falsch?

Die Untersuchungshaft darf nur bei Vorliegen gewisser Haftgründe angeordnet werden. Bestehen keine dieser Haftgründe mehr, muss die Person aus der Untersuchungshaft entlassen werden. Die U-Haft hat nichts mit dem späteren Urteil zu tun. Trotzdem kann ich den Unmut verstehen. Mir fehlt manchmal auch das Verständnis.

Ihre Rockband Betamax gilt als Insidertipp. Träumen Sie vom grossen Durchbruch?

Welcher Musiker träumt nicht davon? Im Herbst 2011 haben wir unser zweites Album, «The Rock 'n' Roll Knock-Out», mit eigenen Songs fertiggestellt. Wir haben es in Eigenregie im Übungsraum eingespielt, gemischt und gemastert. Die Songs in einem professionellen Studio nochmals einspielen zu können, wäre allein schon die Erfüllung eines Traums.

Adrian Haberthürs Rockband: www.betamax.ch

Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick, mehr Recherche,
mehr Vielfalt.

Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement
à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.
Telefon: 043 444 57 01,
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch,
oder unter www.weltwoche.ch/abo.

DIE WELTWOCH





Das Idyll ist ein Scheinidyll: «Der Trunkenbold wird von seiner Frau nach Hause geführt», 1616, von Pieter Bruegel dem Jüngeren.

Schwarzer Schnee

Von Daniele Muscionico

Die Sonne ist verkühlt. Früh verabschiedet sie sich heute hinterm grossen Scheunendach. Hühner suchen ihr letztes Futter, schon steht die Bäuerin da, die Stalltüre zu verriegeln. Der Fuchs ist im Dorf, abgezehrt und furchtlos hungrig sah man ihn um die Häuser streichen. Ein letztes Mal Holz geholt im Wald für den langen Abend. Der gefrorene Fluss ist der kürzeste Weg.

Ein letztes Mal führt der Mann seinen Hund aus. Ein letztes Mal sass er in der Kirche, ein Ave Maria vor der Nacht, kalt war es, klamm auch dort, jetzt strebt er heimzu, an den warmen Herd. Die Krähen haben die Schlafplätze schon bezogen. Abendruhe, endlich.

Abend, ja. Aber Ruhe? Das Idyll ist ein Scheinidyll. Denn Pieter Brueghel der Jüngere hat es gemalt, ein Künstler mit unerbittlichem Blick für seine Umgebung. Brueghel gab uns in seinen Bildern die Parabeln seiner Zeit – von ländlichem, unbeherrschtem Treiben, vom Dämon Alkohol. Und von Sexualität.

Ein flämisches Dorf eingefroren in der Kälte. Und lodern unterm Eis die verstockte Aggression. Derbheit und Roheit stehen im Bildvordergrund, sie stellen mit Brueghel die Frage: «Wer und was ist der Mensch?»

Warum immer der Streit ausbrach, handfest geht es zur Sache. Wollte die Wirtin die Schenke schliessen? Das Feuer im Kamin ist längst abgebrannt, die Asche liegt zur Kühlung im Schnee verstreut. Wie immer der Streit sich entzündet hat, im Gasthaus hat er begonnen, jetzt dreschen sich die Streithähne, Mistgabeln als Gerätschaft. Die Wirtin will schlichten, stellt die Raufbolde vor die Tür. Doch, wer hört schon auf sie? Hört der Trunkenbold zu, wenn seine Frau ihm droht, ihn im Wald abzusetzen, statt heil heimzuführen, wenn er dem Alkohol nicht endlich abschwört? Das Wams des Abgeführten glüht rot.

Fest umfasst er sein grosses Messer, er ist, seine Hose verrät es, sexuell erregt. Die Pfeifen des Dudelsackspielers stehen stramm, der Dudelsack ist prallgefüllt, die Reizbarkeit des Wamsträgers hat bei Brueghel ihre bildhaften Zeichen. Ohne Hintersinn steht kein Motiv. Und nicht zufällig ragt neben dem Paar ein toter Strunk mit einem geschlitzten Stamm, den eine Holzlatte begattet. Überm Trunkenbold wacht die Kirche. Ein kalter Finger im kalten Himmel. Der Dorfgeistliche wird mit der Hölle drohen. Und der Sünder trägt seine Scham ins nächste Gasthaus.

Kunsthau Zürich: Ein Wintermärchen.
Der Winter in der Kunst von der Renaissance
bis zum Impressionismus, 10. 2. bis 29. 4.



Belletristik

- 1 (1) **Paulo Coelho:** Aleph (*Diogenes*)
- 2 (2) **Catalin D. Florescu:** Jacob beschliesst zu lieben (*C.H. Beck*)
- 3 (3) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (*Carl's Books*)
- 4 (–) **Sandra Brown:** Sündige Gier (*Blanvalet*)
- 5 (4) **Michael Theurillat:** Rütlichswur (*Ullstein*)
- 6 (–) **Patrick Rothfuss:** Die Furcht des Weisen (*Klett-Cotta*)
- 7 (5) **Umberto Eco:** Der Friedhof in Prag (*Hanser*)
- 8 (–) **Jussi Adler-Olsen:** Das Alphabethaus (*DTV*)
- 9 (–) **Stephen King:** Der Anschlag (*Heyne*)
- 10 (–) **Julian Barnes:** Vom Ende einer Geschichte (*Kiepenheuer & Witsch*)

Sachbücher

- 1 (2) **Pierre Dukan:** Die Dukan-Diät (*Gräfe und Unzer*)
- 2 (1) **Esther Girsberger:** Eveline Widmer-Schlumpf (*Orell Füssli*)
- 3 (4) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 4 (5) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Das Playbook (*Riva*)
- 5 (3) **Walter Isaacson:** Steve Jobs (*Bertelsmann*)
- 6 (6) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Der Bro Code (*Riva*)
- 7 (–) **Martin Ott:** Kühe verstehen (*Faro*)
- 8 (9) **Remo H. Largo, Monika Czernin:** Jugendjahre (*Piper*)
- 9 (10) **Guinness World Records 2012:** (*Bibliographisches Institut*)
- 10 (8) **Richard D. Precht:** Warum gibt es alles und nicht nichts? (*Goldmann*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Frauen

In der Verfilmung von John le Carrés Spionagethriller «Dame, König, As, Spion», die Anfang Februar in die Kinos kommt, spielt Gary Oldman die Hauptrolle, den verschlossenen Alt-Agenten George Smiley. Ungleich offener gab sich der Brite gegenüber der *Weltwoche*. Eigentlich habe er nicht Schauspieler, sondern Fussballer werden wollen, «aber dann entdeckte ich die Mädchen», verriet er. Auf die Feststellung, als Fussballer seien die Chancen bei Frauen – gerade in England – sicher intakt, antwortete der Charakterdarsteller: «Absolut. Das Problem war ein anderes: Ich wurde, was das Training betrifft, nachlässig.» Die Schauspielerei komme einem diesbezüglich mehr entgegen. Apropos Frauen: Der 53-jährige Oldman ist seit 2009 zum vierten Mal verheiratet. (bb)

Plagiat ohne Pardon

Walter Andreas Müller und Birgit Steinegger sind abgetreten, jetzt haben die jungen Polit-Parodisten das Sagen. Sie sind unverfrorener und haben ihren Mäzen in Viktor Giacobbo. Von *Daniele Muscionico*

Papst gibt zu: Wir stammen vom Affen ab.» So lautete die Schlagzeile in den Boulevardmedien, die Viktor Giacobbo auf eine Idee brachte. Im Trailer für seine Satiresendung «Viktors Spätprogramm» spielte er einen Pfarrer, der Affen Oblaten verteilt. Die Überlegung: Wenn der oberste Hirte die Evolutionstheorie anerkennt, werden auch Primaten für kirchliche Dienste diensttauglich. Eine pragmatische Sicht, ein programmatischer Schluss. Mit Folgen: Für die «Lächerlichmachung der Hostie» verurteilte ihn die Unabhängige Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen (UBI) mit Entscheid vom 7. März 1997 wegen Konzessionsverletzung.

«Lächerlichmachung der Hostie» also – nein. Lächerlichmachung von Politikern hingegen – ja. Man nennt diese Art der Verlachung politische Parodie, und der Parodisten-Quotient ist landauf, landab so hoch, dass man daraus schliessen muss: Die Schweiz, ein Volk von Untertanen, ist vernarrt in das Genre, das den Mächtigen ans Eingemachte geht. Die dienstälteste Satiresendung der Schweiz, «Zweierleier» mit Walter Andreas Müller und Birgit Steinegger, wurde zwar abgesetzt – nach 28 langen Jahren – und ihre Bundesrat-Parodie «Telefon ins Bundeshaus» aus «Benissimo» gekippt, doch die Talente, die sie ersetzen werden, sind bereits da.

Unheilige Dreifaltigkeit

Aber was ist das denn, politische Parodie? Politische Parodisten wollen Führungspersönlichkeiten und Artverwandtem den Spiegel vorhalten und sie im Kern ihres Widerspruchs treffen. Die versteckte Botschaft, die in Moritz Leuenbergers hängenden Mundwinkeln wie eine Nudel klebt; die unausgesprochene Feindseligkeit einer schweren Ueli-Maurer-Lippe; die sandige Banalität, die ein gut imitierter Roger Federer verbreitet – das Lachen bricht aus, wenn uns die Erkenntnis überfällt. Der Parodist als Spiessgeselle des Publikums dreht den Spiess um, er macht die Verführer zu Vorgeführten. Er befreit uns von unserer Ohnmacht. Und von unserer Verführbarkeit für Führungsfiguren.

Doch ist pure Parodie bereits das Ziel? Wenn Parodie nur Imitation ist, bleibt der Parodist auf halber Strecke stehen. Inhaltlich abendfüllend ist gute Parodie nur, wenn sich Handwerk und Intellekt auf Augenhöhe treffen.

Fabian Unteregger zum Beispiel, auch er bereits strafrechtlich aufgefallen wegen rele-

vanten Sauglattismus. Unteregger ist das naturgetreueste «Mörgeli»-Plagiat seit der Erfindung des besagten Leiters eines Medizinhistorischen Museums. Oder David Bröckelmann. Als «Dr. Klapp» ist er der kabarettistische Forschungsreisende in die verquere Psyche der politischen Chorführer. Und Michael Elsener, der jüngste Hoffnungsträger des Genres. Elsener, engelsgesichtig, er ist der Sven Epiney unter den Stimmparodisten. Unteregger, Bröckelmann und Elsener verkörpern die unheilige Dreifaltigkeit der Parodie, das breite Spektrum der Gattung, drei Namen, drei Typen, jeder für sich mit eigenen Stärken und Schwächen.

Eine Gemeinsamkeit indessen haben sie, sie sind feste Grössen in der Sendung «Giacobbo/Müller – Late Service Public», und das mit Grund. Giacobbo ist der Schweizer Parodistenmacher. Wie viele andere Jungtalente auch sind Unteregger, Bröckelmann und Elsener von ihm persönlich, oder von der Redaktion der Sendung, entdeckt worden. So auch die hinreissende Frau mit der Tuba, Irene Brügger alias «Frölein Da Capo». Die Sendung «Giacobbo/Müller» war deren erste grosse Bühne, hier fanden sie ihr erstes grosses Publikum.

Was führt einen ehrenwerten Satiriker wie Giacobbo dazu, die böse Saat der Parodie in alle Winde zu streuen? Ist es seine Lust an subversiver Politarbeit? Das Gegenteil ist wahr. Es sind, so sagt er, kapitalistische Gesichtspunkte. Es ist das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Konkurrenz belebt das Geschäft. «Je mehr Satiresendungen es gibt, umso besser ist es für uns.» Giacobbo begeistert sich also nicht ganz selbstlos für junge Talente; doch er versteht es als sein persönliches Anliegen, Newcomern ein Podium zu verschaffen. Sei's in seinem satirischen Wochenrückblick, dort handfest sogar als Regisseur der Sketche, der den Jungen das schauspielerische Handwerk beibringt, sei's auf der Theaterbühne.

Er und sein Koautor Markus Köbeli, Partner von Birgit Steinegger, schrieben im Übrigen auch zehn Jahre lang die Texte für Walter Andreas Müller. Giacobbo und Köbeli waren die Ersten, die den Schauspieler als Parodisten vor eine Fernsehkamera holten, 1990 in «Viktors Programm». Doch im flüchtigen Medienzeitalter kann nicht Vergangenheit, sondern muss Zukunft interessieren. Und diesbezüglich steht fest: Giacobbos Casinotheater in Winterthur ist eine Talentschmiede und das einzige Haus dieser Grösse, das Nachwuchsförderung als Programm betreibt. Regelmäs-



Wenn uns die Erkenntnis überfällt: die Parodisten Steinegger und Müller als Ehepaar Blocher.

sige Gefässe wie die «Frischlingsparade», die Weihnachtsvorstellung «Stille kracht», der satirische Jahresrückblick «Bundesordner» oder der «Casino-Slam» sind die Spielplätze junger Parodisten-Hunde; «Frölein Da Capo» zum Beispiel fiel Jacobbo bei einem «Casino-Slam» auf, David Bröckelmanns Entdeckung geschah indirekter, er schickte ihm eine Arbeitsprobe auf DVD.

Dass das Publikum für Neues offener ist, als manche Experten mutmassen, hat Jacobbo am eigenen Leib erfahren. Seiner Pioniersendung «Viktors Programm» (1990 bis 1994), dem Mix aus Polit-Parodie und Talk mit den Pa-

rodieren, gaben Medienspezialisten anfänglich wenig Chance. Erst seit die Neuauflage «Viktors Spätprogramm» (1995 bis 2002) und, ab 2008, «Jacobbo/Müller», wofür die Fernsehverantwortlichen fünf Jahre lang an Jacobbos Tür bettelten, in Spitzenzeiten einen Marktanteil von bis zu 57 Prozent haben, sind seine Kritiker ohne Argumente. Unbestritten dabei ist: Die Parodien sind das Kernstück der Sendung, sie sind ausschlaggebend für ihren Erfolg. Und Erfolg hat, was sofort unterhält und unmittelbar belustigt. Ob der portierte Nachwuchs dereinst die Klasse eines Klassikers hat, wird er noch beweisen müssen. >>>

Jazz

Das Kompakte und das Durchsichtige

Von Peter Rüedi

Der Kunst ist ja förderlich, wenn einer konsequent und ohne Blick nach rechts und links seine Sache betreibt. Dem Ruhm aber womöglich nicht: Den bewirkt zuweilen die Verpackung mehr als der Inhalt. Der Posaunist Glenn Ferris hat zwar seit seinen Anfängen bei Don Ellis in den denkbar unterschiedlichsten Bands gespielt. Aber ob Jazzrock (Billy Cobham), Avantgarde-Jazz (Steve Lacy oder Barry Altschul) oder gar Arbeit als Studiomusiker (mit Frank Zappa oder Harry James) – Ferris bewahrte sich immer einen harten Kern, blieb ein Hardcore-Jazzler, der bei allem Raffinement immer auf seine gefährliche linke Gerade baute. Mike Zwerin, als langjähriger Kritiker der *International Herald Tribune* wie Ferris ein Amerikaner in Paris, nannte ihn einmal den «komplettesten, inspirierendsten und am wenigsten beachteten Posaunisten unserer Zeit».

Zwerin wusste, wovon er sprach, war er doch selber ein Posaunist von Rang. Stimmt die Chemie, war Ferris der Glamour-Faktor seiner Partner egal – so besteht seine Partnerschaft mit dem Schweizer Trompeter Peter Schärli schon seit Jahrzehnten und die mit dem Quartett Palatino des italo-französischen Drummers Aldo Romano auch. Dieses ist eine Band, für die insgesamt gilt, was Zwerin an Ferris' mangelnder Wertschätzung beklagte. Palatino – Ferris, Romano, Paolo Fresu an der Trompete und Michel Benita am Bass – ist eine der dynamischsten, witzigsten, mitreissendsten Bands zurzeit. Sie besteht seit den frühen neunziger Jahren, und eben ist von ihr eine Doppel-CD erschienen mit der Live-Aufnahme eines Konzerts in Grenoble. So etwas wie die Quadratur des Kreises, verbindet sie eine fast West-Coast-artige Gefinkeltheit in den Arrangements mit der heissen Power der Kleinformationen von Mingus und der Durchsichtigkeit der Gruppen von Ornette Coleman. Ferris und Fresu sind *a couple made in heaven*, die ganze Band ist gleichzeitig kompakt und auf inspirierende Weise offen, hochenergetisch und in der Verflechtung der Melodielinien klug organisiert. Ein Hammer.



Palatino: Back in Town. Naïve NJ621511



Blitzschnelle Rollenwechsel: Michael Elsener.



Fünf Fremdsprachen: Fabian Unteregger.



Shakespeare des Humors: David Bröckelmann.

Immerhin, die Konzessionsverletzung von 1997 ist bis heute die einzige geblieben. Politische Parodie im öffentlich-rechtlichen Fernsehen ist salonfähig geworden. Unverändert aber blieb offenbar die Kritikunverträglichkeit zweier gewiss wesensverwandter Berufsgruppen. Viktor Giacobbo: «Die Empfindlichsten sind Kirchenleute und Journalisten.»

Der Schöne — Eine Sketch-Show für seine Mitschüler, der Deutschlehrer gab ihm regelmässig frei, um das Programm auszuarbeiten – Michael Elseners Karriere war früh auf der Spur, auf der er heute ist. Der Zuger, der später Politikwissenschaft studierte und sein Lizentiat über Comedy schrieb, hat drei Stärken, alle hilfreich, um sich ins Herz der Zuschauer zu spielen. Zwei der drei Talente sind allerdings nicht erarbeitet, sondern geerbt: seine blauen Augen und sein blonder Lockenschopf.

Michael Elsener ist der beste Parodist von Kurt Aeschbacher, denn der jugendliche Kabarettist hat mit dem dauerjünglichen Moderator eine Gemeinsamkeit – beide sind der Traum aller Schwiegermütter. Die höheren Weihen in «Giacobbo/Müller» erhielt Elsener bereits mit 22 Jahren, mit einem Hanf-Medley im November 2008. Im selben Jahr und mit seinem ersten Programm «Schlaraffenland» gewann er den «Kleinen Prix Walo», als jüngster Nominierter in der Sparte Kunst. Nach dem Programm «Copy & Paste», einer Innenschau ins Handwerk der Parodisten, sprich Politiker, hat er nun sein drittes geschrieben, «Stimmbruch». Figuren im blitzschnellen Rollenwechsel, klassisches Nummernkabarett und als Highlight die Karikatur eines furiosen Langweilers: Didier Burkhalter,

wie man ihn kennt und schätzt. Zumindest als Parodierten.

Der Schönböse — David Bröckelmann ist kein Autodidakt wie die meisten seiner Kollegen, er hat das Theaterhandwerk von der Pike auf gelernt. Er besitzt ein eigenes Ensemble, «Das Theater am Weg», arbeitet seit mehr als fünfzehn Jahren als Darsteller und Regisseur im In- und Ausland, im Theater, in Film und Fernsehen und ist in Basel ein beliebter Charivari-Schauspieler. Neben seinen Auftritten als Imitator und Kabarettist entwirft er szenische Stadtrundgänge für Basel Tourismus und schreibt eigene Texte.

Seine Komik ist genial-skuril, besteht aus der Beherrschtheit seiner Figuren – und seine beste ist Matthias Hüppi. Bei ihm nimmt der Sportreporter shakespearesche Züge an, beziehungsweise eine klassische Schwundform: Hüppi wird zu einem Ostschweizer Malvolio. Bröckelmanns überraschendstes Meisterstück ist kein Kabarettprogramm, sondern ein satirisches Hörspiel. Es heisst «Promis auf Achse» und verschneidet Plattitüden mit Cervelat (-Prominenz) und mit der Suche nach dem Heiligen Gral. Das ist ein Ohrwurm, dem man einen idealen Förderer – und uns mehr davon wünscht.

Der Böse — Er ist der Wahnsinnige unter den Verrückten, der Champion in der Liga der Imitatoren, der Zürcher Fabian Unteregger. Er ist unser Stück Monty Python diesseits des Kanals. Hintersinnig, schwarzhumorig, absurd. Er ist der begabteste Autodidakt seiner Zunft. Hier wird Parodie zu Politsatire und damit zur Kunstform.

Fabian Unteregger, 34 Jahre alt, hat drei Studienabschlüsse in der Tasche, und sein letztes Fach, Medizin, schärft seinen Blick für die Physiognomie potenzieller Neuzugänge in seinem Parodisten-Repertoire. Der Theatersport-Europameister 2008 besitzt die internationale Privatpilotenlizenz und beherrscht mindestens fünf Fremdsprachen. Als letzte kam Schwedisch dazu, da dieses wie Deutsch klinge, «wenn man Wein im Mund hat».

Präzise in Mimik, Gestik und genialisch in der Stimmführung, hat dieser Neue das Potenzial, dereinst in die Liga von Giacobbo aufzusteigen. Das hat auch das Radio entdeckt. Jeden Freitagmorgen zwischen 6.30 und 8.30 Uhr präsentiert Unteregger auf DRS 3 live seinen Comedy-Aufwisch der Woche «Zum Glück ist Freitag».

Weniger Glück hatte er letzten Sommer auf Giacobbos Heimterritorium, Winterthur. Kostümiert mit einer echten Polizeiuniform, kontrollierte er vor versteckter Kamera (des Schweizer Fernsehens) ahnungslose Velofahrer. Bussen drohte er den Verängstigten an, und dies offenbar so überzeugend, dass der VCS gut und gerne Klage hätte erheben können wegen «Lächerlichmachung der Pedalisten». Untereggerts martialische Parodie beschäftigte zwar das Winterthurer Parlament, aber sie führte zu keiner Klage wegen Konzessionsverletzung. Doch was nicht ist, kann ja noch werden.

David Bröckelmann spielt sein neues Programm «Ausser Plan» am 8.2. und 10.2. im Casinotheater Winterthur. Michael Elsener zeigt das aktuelle Solo «Stimmbruch» am 2.2./3.2. im Theater Casino Zug sowie ab 29.2. im Theater am Hechtplatz in Zürich. Fabian Unteregger tritt mit «Showbiss» am 23.2. im Forum Würth, Arlesheim, und vom 21.3. bis 5.4. im Theater am Hechtplatz, Zürich, auf

Was für ein Wonneschnuller

Der neue Stummfilm «The Artist» entzückt die Kritik und sammelt Preise – weil er ein cineastischer Flohmarkt ist. *Von Wolfram Knorr*

Vegetarismus nimmt angesichts grausamer Massentierhaltung zu, und ausserdem ist Fleischverzicht sowieso gesünder. Auch angesichts des fetten, bunten, süssen und krachenden Bilderfutters ist die Sehnsucht enorm, wieder mal einen Film nach Omas Art ohne Hightech-Equipment zu sehen; als er noch putzig war und stumm an der Flasche simpler Erzähl-Nährstoffe nuckelte. Dann sind die Medien sofort schwer entzückt! Auch US-Autor Jonathan Safran Foer ging es so, als er mit «Tiere essen» gegen Fleischverzehr schrieb und bei Lesungen die Damenwelt aus dem Häuschen geriet. Unklar bleibt aber, ob aus Verantwortungsbewusstsein Verzicht gelobt wird oder aus figürlichen Gründen. Bei dem Film, um den es hier geht, ist gleichfalls nicht auszumachen, ob der Rückzug auf technische Bescheidenheit ein origineller PR-Gag ist oder eine Verneigung vor dem Stummfilm, weil der immer noch am allertollsten verzaubert.

Die Rede ist von «The Artist», einem nagelneuen Naiv-Seelenschmatzer, der einen Preis nach dem anderen erntet – erst auf den Filmfestspielen Cannes für die beste Hauptrolle, dann geriet die US-Kritik ausser Rand und Band und überschüttete das schwarzweisse Melo gleich mit vier Critics' Choice Movie Awards (bester Film, beste Regie, beste Musik, beste Kostüme), schliesslich gab's noch drei Golden Globes, und man kann davon ausgehen, dass der mehrfach Oscar-nominierte Streifen auch auf dem Olymp der Filmpreise nicht leer ausgehen wird.

Es ist ja eine Binse, dass Schweigen Gold ist, offenbar auch in Zeiten eines immer krawalligeren Kinos. Allerdings gibt es bereits Missetöne, die aber nicht aus den üblichen Trittbrettfahrer-Ecken kommen, sondern von einer 77-jährigen Diva, der man nicht nachsagen kann, sie suche mit ihrem Protest bloss Popularität. Kim Novak, der mysteriösen Heldin aus Hitchcocks «Vertigo» (1958), platzte offenbar nach Besichtigung von «The Artist» der Kragen, und sie schaltete eine ganzseitige Anzeige im Branchenblatt *Variety*, um darin loszudonnern: «Ich möchte eine Vergewaltigung anzeigen.» Sie fühle sich durch den Stummfilm geradezu körperlich aufs übelste misshandelt. Der französische Regisseur Michel Hazanavicius benutze die Filmmusik von Bernard Herrmann aus «Vertigo», um Gefühle zu evozieren, die der Stummfilm-Regisseur als die eigenen ausbebe. «Ein grosser Teil der Musik», so Novak, «wurde während der Dreharbeiten geschrieben, nicht danach – so arbeitete

Hitchcock.» Das Musikalische bohre sich so tief in die Handlung, dass die Musik nur mit «Vertigo» zu verknüpfen sei. Zwar wird Herrmann im Nachspann von «The Artist» erwähnt, aber für Novak bleibt das schlicht eine Form von «Mogelei».

Erfolgreich mit Agentenparodien

Ein interessanter Vorwurf, denn der hochgelobte französische Stummfilm ist ein geschickter Eintopf mit Lang-, Ford-, Lubitsch-, Murnau-, Wilder-, Astaire- und anderen Zutaten aus Hollywoods gepfeffelter Filmgeschichte. Neu ist die Methode natürlich nicht, nur waren es meist Komödien, die sich mit fremden Federn schmückten, etwa Mel Brooks' «Silent Movie» (1976), Aki Kaurismäkis «Juha» (1999) oder – wenn auch kein Stummfilm – der kuriose Gangster-, Detektiv- und Blondhexen-Ulk «Dead Men Don't Wear Plaid» (1982) mit dem Grotesk-Humoristen Steve Martin, der als *private eye* permanent in berühmte Szenen mit berühmten Stars aus berühmten Klassikern stolpert. Wo immer er eine Tür aufmacht, befinden sich dahinter Burt Lancaster in «The Killers», Ingrid Bergman in «Notorious» und so weiter. Der Klau als parodistische Glanznummer, ein Flohmarkt für Sammler.

Michel Hazanavicius, der bislang mit Agentenparodien in Frankreich Erfolge feierte («OSS 117: Le Caire, nid d'espions»), will «The

Artist» als Hommage verstanden wissen, auch wenn man den Eindruck bekommt, er wollte einfach ein perfektes Replica-Opus, mit neuer Technik dem alten nachempfunden, bis in die kleinste Schattierung. Er erzählt die Geschichte des Stummfilmstars George Valentin (Jean Dujardin), mit Menjou-Bärtchen und Kuscheblick, eine Mischung aus Rudolph Valentino und Douglas Fairbanks, verzärteltem Traumprinzen und keckem Schaumschläger, Scheich und Musketier, schmachmend und süffisant – ein Galan, dem die Damenwelt zu Füssen liegt. Eines Tages entdeckt er die kleine Tänzerin Peppy Miller (Bérénice Bejo), die er in die Studios holt und die ein Star wird, während er ins Abseits verschwindet.

Ende der zwanziger Jahre angesiedelt, befasst sich «The Artist» mit dem Wandel vom Stumm- zum Tonfilm, an dem manche Publikumsliebhaber scheiterten, oder sie unterschätzten die neue Technik. Valentin gehört zur zweiten Kategorie, hält den Ton für eine Mode und dreht trotzig stumm. Und weil er sein ganzes Vermögen reinsteckt und Schiffbruch erleidet, will er aus dem Leben scheiden, und die «Vertigo»-Musik kommt zum Tragen.

Aber da «The Artist» ein Melo ist, eine rührend-kecke Kintopp-Hymne, gibt's ein Happy End mit Peppy Miller. Ein Wonneschnuller, bei dem Gefühle nach dem Zuschauer greifen und Bild-Pathos die Gefühle wiederum sogleich ironisch in Frage stellt. So reagieren wir heute auf (alte) Stummfilme. Das hat den Charme des Seufzens (Ach, früher war alles besser!), aber zugleich ist «The Artist», der nun mal nicht alt ist, gnadenlos kalkuliert. Insofern hat Kim Novak mit der «Mogelei» nicht ganz unrecht.

The Artist: ab dieser Woche in den Kinos



Gnadenlos kalkuliert: George Valentin (Jean Dujardin), Peppy Miller (Bérénice Bejo).

Top 10

Knorr's Liste

1	J. Edgar Regie: Clint Eastwood	★★★★☆
2	The Girl with the Dragon Tattoo Regie: David Fincher	★★★★☆
3	Halt auf freier Strecke Regie: Andreas Dresen	★★★★☆
4	Atmen Regie: Karl Markovics	★★★★☆
5	Carnage Regie: Roman Polanski	★★★★☆
6	The Ides of March Regie: George Clooney	★★★★☆
7	The Help Regie: Tate Taylor	★★★★☆
8	Hysteria Regie: Tanya Wexler	★★★★☆
9	Sherlock Holmes 2 Regie: Guy Ritchie	★★★★☆
10	Der Verdingbub Regie: Markus Imboden	★★★★☆

Kinozuschauer

1 (-)	Intouchables Regie: Olivier Nakache	55 779
2 (1)	The Girl with the Dragon Tattoo Regie: David Fincher	28 026
3 (2)	Drive Regie: Nicolas Winding Refn	11 415
4 (3)	Sherlock Holmes Regie: Guy Ritchie	9875
5 (-)	J. Edgar Regie: Clint Eastwood	9376
6 (5)	Alvin and the Chipmunks Regie: Mike Mitchell	8906
7 (6)	Puss in Boots (3-D) Regie: Chris Miller	7406
8 (4)	Mission: Impossible 4 Regie: Brad Bird	4952
9 (8)	Der Verdingbub Regie: Markus Imboden	3285
10 (9)	Hysteria Regie: Tanya Wexler	2788

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Cowboys & Aliens (Rainbow)
2 (-)	Kill the Boss (Warner)
3 (3)	Set Up (Ascot Elite)
4 (4)	Kokowäh (Warner)
5 (1)	Hangover 2 (Warner)
6 (2)	Final Destination 5 (Warner)
7 (5)	Super 8 (Rainbow)
8 (6)	Die Schlümpfe (Sony)
9 (8)	Harry Potter 7.2 (Warner)
10 (7)	Captain America (Rainbow)

Quelle: Media Control



Bändigungsversuche: Vater Matt (George Clooney), Tochter Alex (Shailene Woodley).

Kino

Im Labyrinth der Emotionen

George Clooney als überfordertes Familienoberhaupt in «The Descendants» ist ein Ereignis. Nach dem Golden Globe wird wohl ein Oscar folgen. Von Wolfram Knorr

Hawaii, die traumhafte Inselkette im Pazifischen Ozean, war (und ist) für so manchen Abendländer das pure Paradies. Maler wie Paul Gauguin gehörten dazu, Schriftsteller wie Jack London, Robert Louis Stevenson, und Mark Twain schwärmte von den Mädchen in ihren «flammend roten Kleidern, die einem schier die Augen verbrennen». Auch TV-Serien wie «Hawaii Fünf-Null» und «Magnum» profitierten vom sorgenlosen Reiz, selbst eine deutsche Filmklamotte («Aloha im Dreiviertelakt»). Doch das alles ist Quatsch, weiss Matt King (George Clooney), geplagter Vater zweier kratzbürstiger Töchter, Treuhänder eines riesigen, unberührten Landstücks, das die zahlreichen Cousins des alteingessenen Familienclangs möglichst gewinnbringend an Investoren verscherbeln wollen, und Gatte einer Frau, die das Risiko liebt – bis sie Opfer ihrer Abenteuersucht wird und bei einer Bootsraserei schwer verunfallt: Sie liegt im Koma, und die Ärzte wissen nicht, ob sie jemals wieder zu Bewusstsein kommt.

Das ist Matt Kings Hawaii, und es sieht auch reichlich trist aus. Matt ist der kuriose Held in Alexander Paynes Comédie humaine «The Descendants». Das letzte Mal fiel Payne vor sieben Jahren mit der Genusskomödie «Sideways» auf. Seine Vorlieben gelten den Befindlichkeiten seiner mittelständischen Pappenheimer,

die eine Menge erreicht haben, aber sich das Glück, ein erfülltes Leben, trotzdem anders vorgestellt haben. Aus diesem Konflikt, der voller komischer und tragischer Situationen ist, filtert Payne seine Tragikomödien.

Payne liebt seine Figuren, besonders in «The Descendants». Matt, ganz der Tradition seines Clans verpflichtet, widmete sich immer mehr der Arbeit als der Familie und muss sich auf einmal mit ihr beschäftigen, mit der altklugen zehnjährigen Scottie (Amara Miller) und der rebellischen 17-jährigen Alex (Shailene Woodley). Seine Versuche, sie zu bändigen, sind reichlich orientierungslos und deshalb sehr lebensnah komisch. Als er vom Arzt mit der Tatsache konfrontiert wird, dass sich der Zustand seiner Frau Elizabeth (Patricia Hastie) nicht bessern wird, erfährt Matt, dass sie eine Affäre mit dem Immobilienmakler Brian Speer (Matthew Lillard) hatte. Darauf macht sich Matt mit den Töchtern auf, den Ex-Lover in seinem Ferienhaus zu stellen.

Gogol hat seinem «Revisor» das russische Sprichwort vorangestellt: «Zerschlage nicht den Spiegel, der dir deine Fratze zeigt.» Es scheint Paynes Motto zu sein, der bei aller Emotionalität, mit der er den Zuschauer packt, nie den Blick auf menschliche Schwächen und Lächerlichkeiten verliert. Matt steckt in einem emotionalen Labyrinth, dessen Ausgang er

nicht findet: Geldgierige Cousins, nöhlende Töchter, eine tiefsitzende männliche Kränkung, ein meckernder Schwiegervater und die sterbende Frau verstellen ihm jeglichen Ausweg. Wie Clooney in spiessigen Hawaiihemden die Überforderung in einer Mischung aus Gutgläubigkeit (hab ich da was verpasst?) und säuerlicher Trotzigkeit (denen werd ich's zeigen!) meistert, ist einen Golden Globe und einen Oscar wert. Payne stellt locker eine Synthese her von Beobachtung und Reflexion, Sensualismus und Rationalität. ★★★★★☆

Weitere Filmstarts

Der Albaner — Ein Spielfilmdebüt, zu Recht preisgekrönt. Zehn Jahre hat der deutsche Regisseur Johannes Naber an der Story recherchiert. Es geht im Grunde um eine verbotene Liebe – mit schauerlichen Folgen. Arben (Nik Xhelilaj, gesprochen: Dschelilai) aus einem nordalbanischen Bergdorf schwängert die geliebte Etleva (Xhejlane Terbunja), die eigentlich in die USA zwangsverheiratet werden sollte. Jetzt gilt sie als «wertlos», solange Arben nicht das Brautgeld von 10 000 Euro aufbringt. Er lässt sich (ohne Visum; zu teuer) über Griechenland nach Deutschland schleusen, um schnell viel Geld zu verdienen. Die Realität sieht anders aus; als «Illegaler» lebt er von der Hand in den Mund, nächtigt in Abbruchhäusern und wird – um richtig



Entdeckung: der Albaner Arben (Nik Xhelilaj).

Reibach zu machen – selbst ein Schlepper. Er schickt das Geld nach Hause, aber es wird zweckentfremdet. Verzweifelt greift Arben zu brutalen Mitteln. Naber schildert unsentimental, aber hochemotional die wahren ökonomischen Verhältnisse in Deutschland. Aus dieser Perspektive wirkt das archaische Bergdorf fast wie eine «heile Welt»: gemessen am Markt des Westens, den Gewalt reguliert. Der Hauptdarsteller ist eine Entdeckung. ★★★★★☆



Gequirilter Murks: «Man on a Ledge».

Man on a Ledge — Ein Cop (Sam Worthington) landet für ein Verbrechen, das er nicht begangen hat, im Gefängnis. Er flieht, steigt in einem Hotel-Wolkenkratzer auf den Fenstersims, mimt Selbstmord, fensterlt aber entspannt mit der Polizeipsychologin, derweil sein Bruder im Haus gegenüber nach dem Beweis der Schuldlosigkeit sucht. Gequirilter Murks. Eigentlich ein Remake von Henry Hathaways «Fourteen Hours» (1951). Da ging es – psychologisch plausibel – um eine Scheidung. ★☆☆☆☆

Fünf Freunde — Eine der erfolgreichsten Kinderbuchreihen. Es gibt Hörspielreihen und TV-Serien, auch fürs Kino gab's immer wieder mal Bearbeitungen, die nicht so recht reüssierten. Deutschland hat sich besonders engagiert. Jetzt gibt es wieder einen Spielfilm, sympathisch besetzt, mit viel Charme und Witz. Ein gelungener Kinderfilm. ★★★★★☆

Fragen Sie Knorr

Wie weit nimmt die Besetzung eines Films Einfluss auf die Inszenierung?

H. K. Fribourg



Die Hollywood-Studiobosse aus den vierziger, fünfziger Jahren (und, wenn sie genügend Macht und Einfluss hatten, auch die Regisseure) haben die Stars ja nicht nur bevorzugt, weil diese volle Kassen garantierten, sondern die Leinwand völlig unter Kontrolle hatten. Sie verfügten über Alternativen, etwa die Möglichkeit, die Geschichte entwe-

der visuell voranzutreiben oder emotional. Daran hat sich prinzipiell nichts geändert, nur sind die Stars heute oft ihre eigenen Produzenten. Der Regisseur kann nur hoffen, dass der Star dann auch in der Lage ist, die vereinbarte Idee auf der Leinwand mit Leben zu füllen. Da sind die Darsteller sich oft selbst im Weg. Im Studiosystem wurden sie ausgewechselt, wenn sie den Vorstellungen nicht entsprochen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Gottschalk zum Znacht

Von Rico Bandle

Vor knapp zwanzig Jahren hatte Thomas Gottschalk bereits einmal den Unterhaltungssupertanker «Wetten dass...?» freiwillig verlassen, um stattdessen eine tägliche Unterhaltungssendung zu moderieren. Das neue Format «Gottschalk Late Night» lief nach 22 Uhr auf dem Privatsender RTL, der damals noch RTL plus hiess. Nach drei Jahren gab der Moderator auf, für eine Late-Night-Show war der Gottschalk zu wenig böse, die Sendung dümpelte vor sich hin. Es folgte das erfolgreiche Comeback bei «Wetten dass...?».

Jetzt hat Gottschalk wieder eine tägliche Unterhaltungssendung, und wieder dümpelt sie vor sich hin – allerdings ist das jetzt gewollt. Denn anstatt spät in der Nacht wird «Gottschalk live» am Vorabend auf ARD ausgestrahlt und soll die Zeit bis zur «Tagesschau» überbrücken. Die TV-Zuschauer sind da noch mit dem Abendessen beschäftigt, der Fernseher läuft nur nebenher. So ist es egal, wenn Gottschalk die halbe Sendung über sich selbst quaselt und auch ein Gespräch mit dem Komiker Bully Herbig ziemlich unergiebig bleibt.

Es ist bezeichnend, dass Gottschalk zu Beginn der ersten Sendung erst einmal sagte, was man bei ihm nicht sehen werde. «Sie kriegen Garantien: Zum Beispiel kommt das Wort «Rettungsschirm» bei mir nicht vor, es ist auch eine Wulff-freie halbe Stunde, und es wird bei mir nicht gekocht.» Das ist wie bei den als «Dudelfunk» verschrienen Radiostationen, die mehr Wert darauf legen, dass die Musik nicht stört, als dass sie gut ist. Ein einziger unliebsamer Song genügt, und die Hörer schalten um – das muss um jeden Preis verhindert werden. Unter diesem Motto scheint auch «Gottschalk live» zu stehen: Hauptsache nicht stören, die vielen Werbepausen tun dies bereits zur Genüge.

Man kann nur hoffen, dass das Publikum «Gottschalk live» ebenso ignorieren wird wie einst «Gottschalk Late Night». Sonst ist zu befürchten, dass das Schweizer Fernsehen bald mit einer Dudelsendung Namens «Beni live» oder «Aeschbacher live» nachziehen wird.

Gottschalk live: Montag bis Donnerstag, 19.20 Uhr, ARD

Reif fürs Museum

Ein Fotokünstler präsentiert sein Lebenswerk. Und ein Asylant zeigt, wie weit man es bringen kann. *Von Hildegard Schwaninger*



Jahr der Hoffnung: Fotograf Spiller mit einer unbekanntem Schönheit 1986 im «Café Odéon».

Für den Fotografen **Willy Spiller** wird 2012 ein Jahr voller Hoffnung. Das Haus für Kunst in Uri widmet ihm eine Einzelausstellung (ab 10. März) – das Lebenswerk des Zürcher Fotokünstlers auf allen drei Stockwerken. «Stromschnellen der Freiheit» lautet ihr Titel, er stammt von seiner Tochter Camille. Willy Spiller lebt mit seinen beiden Teenage-Töchtern als alleinerziehender Vater in der Zürcher Altstadt, sein Sohn studiert an der Universität Germanistik und Philosophie, und Spillers über dreissig Jahre jüngere, hübsche Freundin Tina ist Amerikanerin und Dentalhygienikerin. Spillers Zeiten als *speedy* Zeitungsreporter liegen weit hinter ihm, heute findet man seine Bilder in Kunstmuseen und Fotosammlungen. Seine Mond- und Bergbilder waren ein Langzeitprojekt, seine bekannten Brasilien-Bilder tragen den schönen Titel «Wende dein Gesicht der Sonne zu und die Schatten fallen hinter dich».

Spiller gehört zur Schweizer Kunstszene. **David Weiss** und **Peter Fischli** (Fischli/Weiss) sind seine Freunde, den Kabarettisten **Patrick Frey** kennt er noch von der Schule in Hausen am Albis («Patrick hat reiche Eltern, wurde vom Chauffeur zur Schule gebracht, was ihm peinlich war.»), **Urs Lüthi** war ein Jugendfreund, und die Dichter **Paul Nizon** und **Hugo Loetscher** waren Lehrmeister. Sie nahmen ihn mit auf ihre Reisen und lehrten ihn das Sehen.

Willy Spiller lebt nicht nur mit der Kunstwelt, er kennt auch die Reichen von der Platinküste. Dort verkehrt er mit der ihm angeborenen Leichtigkeit.

Vielleicht übersiedelt er diesen Sommer in eine der Prachtvillen direkt am See. Zwei Freundinnen seiner Töchter möchten einmal so richtig eintauchen ins *city life*, ihre *Splendid Isolation* gegen die Genossenschaftswohnung der Spillers eintauschen. Deshalb ist ein Wohnungstausch für den Sommer geplant. Die Begeisterung der Spiller-Mädchen hält sich in Grenzen: Sie möchten lieber in die Frauenbadi, ins Tiefenbrunnen, in Küsnacht am Privatstrand seien sie ja ganz allein.

Rosemarie Haber, Generaldirektorin von Sisley Schweiz, kommt einen wichtigen Schritt



Asiatisch essen: Gastronom Ly.

voran. Am 19. April wird im Jelmoli das grosse Beauty- und Beratungszentrum Maison Sisley eröffnet.

Auch ein Asylant kann in der Schweiz Erfolg haben, wenn er tüchtig ist. Lebender Beweis ist der in Kambodscha geborene Chinese **Leap Choeun Ly**, Besitzer des Restaurants «Ly's Asia», das gleich neben dem Prime Tower, eröffnet wurde. 1979, mit elf Jahren, kam Ly ohne Eltern als Flüchtling in die Schweiz. Er besuchte die Kantonsschule in Wetzikon, mit seinen Brüdern gründete er das «Suan Long», das heute eine Restaurantkette und noch im Besitz der Familie ist. Die Eltern – der Vater hatte eine Tabakfabrik – kamen später nach. Heute fährt Ly einen Porsche, ist verheiratet und hat zwei Töchter. «Ly's Asia» ist das grösste asiatische Restaurant in der Schweiz (erstklassiges Sushi), 280 Plätze, täglich geöffnet. Zur Eröffnung kam **Christa Rigozzi** (wenn Missen kommen, kommt auch «Glanz & Gloria»). Ly: «Ich habe alles meinen Eltern zu verdanken, sie haben mir die wichtigsten Werte mitgegeben.»

Neues von Kramer Gastronomie: Neben dem Bierlokal «Bayerischer Hof» beim Letzigrund (früher «Zic Zac») wird im April ein grosser Biergarten eröffnet. Der jüngste Streich von **Christian Kramer jun.** ist die Brasserie «Louis» im Niederdorf. Sein Bruder **Florian Kramer** hat weniger Glück. Er wollte im Zentrum von St. Moritz, gegenüber dem «Palace Hotel», «Le Salon Blanc» aufmachen, die Eröffnung wurde ohne Angaben von Gründen abgesagt. Im Hotel «Europe» im Zürcher Seefeld, das **Eria Kramer**, Frau von **Christian Kramer sen.**, führt und zu einem Boutique-hotel umgebaut hat, ist jetzt das Penthouse fertig. 250 Quadratmeter für 25 000 Franken im Monat zu mieten. Es gibt zwei Interessenten, nächste Woche wird entschieden, wer den Dachstock bewohnt.

Claudia Steinfels ist weg bei Sotheby's, ihr Posten einer Direktorin in Zürich wird nicht neu besetzt. Am Cocktail, an dem Sotheby's Werke von Impressionisten und moderne Kunst präsentierte, die am 8. Februar in London versteigert werden (Glanzstück: Georges Braque «L'Oliveraie», geschätzt auf 2 bis 3 Millionen Pfund), empfingen **Marc Michel-Amadry**, Direktor Schweiz, und die Kunstexpertinnen **Caroline Lang** (Genf) und **Nadine Steger** die Gäste.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Meine Wohltat

Unser Kolumnist geht auf eine Veranstaltung für den guten Zweck. Er sagt, was *social pull* ist – und wer ihn hat in Zürich.
Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Zürich. Eine Veranstaltung für den wohltätigen Zweck fand statt – der erste Charity-Event von Renata Jacobs für die «Cartoneros y sus Chicos» (dabei handelt es sich um Arbeiterfamilien einer Wiederverwertungsanlage in einem Armenviertel von Buenos Aires). Der sogenannte Papiersaal im Einkaufszentrum Sihlcity, nebenbei, der mir im Grunde gefällt, ist ein schwieriges Lokal für Anlässe mit Show-Einlage, es fehlt eine Bühne respektive ein Platz, auf der/dem künstlerische Darbietungen (Tango-Tanzpaare, Bandoneon-Konzert) von überallher gut zu sehen sind.

Doch wichtiger als die Tauglichkeit des Raums für einen Charity-Event ist die Eignung der Einladenden dafür. Jemand, der wünscht, dass Gäste kommen und zahlen («300 Franken je Person; Empanadas und Tapas, argentinisches Bier und Wein [kein gesetztes Abendessen], nach 22.00 Uhr Barbetrieb [auf eigene Rechnung]», Einladungstext), benötigt, was man *social pull* nennt. Die Kraft, Leute an ein Fest zu holen, mit anderen Worten. In Zürich, fürchte ich, fallen mir nicht viele Namen ein, von denen *social pull* ausgeht (Gisela Rich hat ihn, aber sie wohnt nicht mehr in Zürich; Krystyna Gmurzynska und Mathias Rastorfer bekommen halbfette Namen aus dem Ausland an *openings* ihrer Galerie, doch das ist, streng gesehen, mehr geschäftlich; Carl W. Hirschmann hatte ihn ebenfalls, aber er ist vor eineinhalb Jahren gestorben).

Für Eilige hier und jetzt kurz und schnell: Renata Jacobs, mit der ich ein wenig bekannt bin, hat *social pull* in Zürich. Obwohl sie eben-

falls nicht mehr hier wohnt. Nach dem Tod ihres Mannes, Klaus Jacobs, der unter anderem Mitbesitzer der Schweizer Firmen Adecco (Personaldienstleistungen) und Barry Callebaut (Schokolade, Kakaoprodukte) war, zog sie nach England. In der Nähe von Oxford hat sie eine Pferdefarm und in Belgravia, in London, eine Wohnung, ausserdem verbringt sie Zeit in Argentinien, wo ihr Land gehört, in Ibiza besitzt sie ebenfalls ein Haus – wer, der so aufgestellt ist, braucht Zürich noch?

Zürich dagegen könnte mehr Frauen wie Renata brauchen. An ihre Veranstaltung gingen zirka 250 Leute, an einem Donnerstagabend mit Starkregen im Januar, die zusammen ungefähr 120 000 Franken ausgaben für den wohltätigen Zweck (darunter Trudie Götz und Heinz Müller, was ein Erfolg ist, weil sie selten an Anlässe gehen; Beat Meyerstein, was auch ein Erfolg ist, obwohl er oft an Anlässe geht, aber ein Lustiger ist und ein wenig mit MvH zusammenarbeitet [meine nächste Promi-Interview-Night im «Meysten» in Zürich Tiefenbrunnen findet heute Abend statt, Gaststar: Roman Camenzind]; Carole Sauser, die gut aussah, wie eigentlich immer seit ihrer Trennung, und deren Schuhe die höchsten Absätze des Abends hatten).

Nun Antworten auf zwei Fragen: Darf man als MC (Mistress of Ceremonies) zahlenden Gästen mittels Mikrofon mitteilen, sie sollen ruhig sein, weil andernfalls dem *artiste* das Bandoneon-Solo nicht gelinge und es eine Respektlosigkeit sei sowieso? Ihr Kolumnist sagt: Man darf nicht (MC und Pferdezüchterin Katrin Kümin sah es anders, und das ist in Ordnung). Zweitens: Bekommt, wer Geld hat, *social pull* gratis dazu? Bekommt er/sie nicht. Mit *social pull* ist es wie mit dem «it» im «It-Girl» – schwer zu sagen, was es ausmacht, schwerer zu sagen, wie man es bekommt (und ganz leicht, scheinbar, Leuten das Gefühl zu geben, sie seien auf dem richtigen Anlass / mit dem richtigen Girl unterwegs, falls man es hat). Renata, auf jeden Fall, kann ein Fest veranstalten, weil sie selber gerne ausgeht. Und nichts mehr macht, was sie machen muss, bloss was sie will.

Weitere Nachrichten aus Zürich (die schlechte zuerst): Die neue Ausstellung «C'est la vie» (Pressebilder seit 1940) im Landesmuseum (bis 22. April) muss man nicht sehen. Der Gegenstand interessiert, schon klar, aber die Anzahl gezeigter Fotos ist ungefähr so hoch (respektive tief) wie die Anzahl Fotos, die die *Weltwoche*-Bildredaktion bearbeitet für eine Ausgabe (und die *Weltwoche* ist kein Bildmedium).

Die gute Nachricht: Das «Antiquario da Marco» (Giuliani) liegt an der Freiestrasse, im Erdgeschoss eines Mehrfamilien-Wohnhauses, und das liegt nicht am Weg (ausser man ist im Stadtkreis 7 zu Hause). Es handelt sich dabei um eines der besten italienischen Restaurants in Zürich, das ich kenne. Ich empfehle es.

Gesellschaft

Lego und Mädchen

Von Beatrice Schlag — Feminismus kann peinlich sein. Sagt man nicht gern, ist aber so.

Ab sechs interessieren sich die Mädchen nicht mehr für Lego. Wenn doch, dann muss man sich Sorgen machen. Buben können Legos bis weit über die Mid-life-Crisis mit ihren Kindern zusammenstecken. Für Mädchen ist das Gestaple etwas zu unsinnlich, wenn sie einmal begriffen haben, wie die Tankstelle zu bauen ist. Mädchen brauchen Personen und Ausschmückung. Sie wollen wissen, wer wie angezogen ist und wer mit wem spielt. Gebäudeaufbau ist nicht so interessant, wenn man das Stapelsystem einmal begriffen hat. Der dänische Lego-Hersteller erkannte das Problem.



Kaum war das für Mädchen konzipierte Lego-Spiel «Friends» in den USA auf dem Markt, schritten die Feministinnen ein. Ernährungsexpertinnen werfen sich ins Gefecht, weil die neuen Lego-Figuren durchwegs schlank sind. Sie wettern über «offene Formen von Sexismus», weil es unter den Plastik-Töggeln keine übergewichtigen gibt. Sie werfen dem Hersteller vor, dass es wichtiger sei, wie man aussieht, als was man tut. Was daran so langweilig ist: Mädchen haben nie dicke Puppen gehabt, seit es Puppen gibt. Sollten die Lego-Mädchen runde Klösse sein, nur weil Kinder immer mehr Speck auf den Hüften haben? Wir wollen alle nicht dick sein. Und wir sollen auch nicht dick sein, weil es unserem Selbstbewusstsein so schlecht tut wie unserer Gesundheit. Schlankheitswahn mag ein relativ neues Wort sein. Aber die Sehnsucht nach Dünnsein ist uralte. Aphrodite war nicht dick. Cleopatra auch nicht. Und die Frauen, wie die wir als Teenager aussehen wollten, waren genauso dünn wie heute Kate Moss und Lady Gaga. Ein flacher Bauch hat Frauen immer fröhlich gemacht.

Was so peinlich langweilig ist, dass Frauen, die sich Feministinnen nennen, Zeit haben, sich mit Lego zu beschäftigen. Dass es ihnen nicht zu dumm ist. Wer Gebäude zusammenstecken will, Bub oder Mädchen, hat nach wie vor genug Auswahl. Dass Mädchen dabei auch schmal und hübsch sein wollen, liegt daran, dass sie Mädchen sind. Wer etwas gegen die Benachteiligung von Frauen tun will, soll den Auslandteil der Zeitungen lesen. Es gibt haufenweise Gründe, sich zu empören. Lego gehört nicht dazu.

Es kommen goldene Zeiten

Von Jürg Zbinden

1 — Typisch für die Premium-Uhren der Manufaktur H. Moser & Cie. ist eine klassische Formensprache, verbunden mit raffinierter Technologie. Die «Moser Perpetual 1» (Fr. 41 000.–) hat einen ewigen Kalender, das Datum schaltet innert einer Sekunde vom 28. Februar auf den 1. März, ohne die ungültigen Tage anzuzeigen. Ihr Gehäuse (Durchmesser 40,8 mm) mit Argenté-Zifferblatt ist aus 18-karätigem Roségold, der Handaufzug gewährt eine Gangdauer von mindestens sieben Tagen. Anker und Ankerrad sind aus gehärtetem Massivgold. Erhältlich bei den Filialen von Bucherer.



1

2 — Das universelle Thema der Schlange hat einige der markantesten Seiten in der Geschichte des römischen Juwelierhauses Bulgari geschrieben. Das mit 18 Karat Gold beschichtete Armband der «Serpenti» ist nach traditionellsten Verfahren der Goldschmiedekunst geformt. Die durchscheinende Rotgoldstruktur zieht sich zweimal ums Handgelenk und ist vollständig mit pechschwarz oder eierschalenweiss emaillierten Rotgoldschuppen belegt, die mit Brillantschliff-Diamanten besetzt sind. Das personalisierte Quarzwerk ist beidseits von sechs Brillantschliff-Diamanten (0,6 Kt) besetzt. Sie säumen ein Zifferblatt – je nach Version aus schwarzem Saphir oder weissem Perlmutter –, dessen zwölf Indexe ebenfalls Diamanten tragen. Die Serpenti-Modelle sind ab April in den Bulgari-Stores zum Preis von Fr. 72 000.– erhältlich.



2

3 — «Pétales Entrelacés motif» nennt sich das Unikatmodell aus der «Collection Princesse Grace de Monaco». Es rankt sich in mit 567 Diamanten besetzten Rotgoldschlaufen um das Handgelenk der Besitzerin. Die Lünette ist mit 44 Diamantbagues und 130 Brillanten auf dem Zifferblattring besetzt. Preis auf Anfrage. Für Normalsterbliche ist ein graziöses Modell im Handel, das Diamanten mit Edelstahl kombiniert.



3

4 — Die Uhrenlinie «Hampton» von Baume & Mercier existiert seit 1994. Sie vermittelt das Lebensgefühl des Seaside-Living, das Design orientiert sich an einem historischen Modell aus dem Spät-Art-déco der Vierziger. Das Handaufzugswerk von La Joux-Perret lässt sich beim Rotgoldmodell (Fr. 18 500.–) durch den Saphirglasboden betrachten. Beyer Chronometrie, Bahnhofstr. 31, Zürich.



4

Herr Venizelos beim Coiffeur

Von *Andreas Thiel* — Mit dem richtigen Schnitt sieht es so aus, als hätte man nachher mehr als vorher.

Venizelos: Guten Tag, ich hätte gerne einen Schuldenschnitt.

Coiffeur: Sie meinen einen Schulternschnitt?

Venizelos: Nein, einen Schuldenschnitt.

Coiffeur: Was soll das sein?

Venizelos: Einmal legen, ohne zu waschen.

Coiffeur: Wie bitte?

Venizelos: Oder schneiden Sie einfach die Hälfte ab.

Coiffeur: Alles auf halbe Länge?

Venizelos: Nein, ich hätte gerne nur einen halben Haarschnitt. Einen ganzen kann ich mir nicht leisten.

Coiffeur: Dann wäre ein Kahlschnitt das Billigste.

Venizelos: Alles weg?

Coiffeur: Ja, ein sauberer Kahlschlag, ein paar heisse und kalte Kompressen, das ist gut für die Kopfhaut, und das Haar spriesst nachher auch wieder viel besser.

Venizelos: Das ist mir zu radikal. Frisieren Sie einfach nur die Hälfte des Kopfes.

Coiffeur: Welche Hälfte hätten Sie denn gerne frisiert?

Venizelos: Die den Kameras zugewandte Seite.

Coiffeur: Wo stehen Sie denn?

Venizelos: Links.

Coiffeur: Und vor Ihnen stehen die Fotografen?

Venizelos: Nein, vor mir ist der Abgrund.

Coiffeur: Dann steht die Presse also hinter Ihnen?

Venizelos: Nein, die meisten Presseterminale habe ich noch vor mir.

Coiffeur: Dann hängt also alles in der Luft?

Venizelos: Ja, was vor mir liegt, hängt in der Schwebe.

Coiffeur: Aber Sie schauen dem Hängenden fest ins Gesicht.

Venizelos: Ja.

Coiffeur: Dann schneiden wir vorne kurz und hinten lang.

Venizelos: Von mir aus.

Coiffeur: Dieser Haarschnitt ist aber schon lange nicht mehr in Mode.

Venizelos: Das macht nichts. Der Schnitt ist ja auch völlig überfällig.

Coiffeur: Soll ich Ihnen statt des Schnittes nicht einfach nur den Kopf waschen?

Venizelos: Nein, lieber erst schneiden, dann gibt es nachher weniger zu waschen.

Coiffeur: Gut, dann schneide ich erst mal die Stirnfransen ab.

Venizelos: Nein, Moment, wir machen es umgekehrt.

Coiffeur: Wie umgekehrt?

Venizelos: Hinten kurz und vorne lang.

Coiffeur: Das ist gut, dann ist der alte Zopf weg, aber man kann Sie immer noch beim Schopf packen.

Venizelos: Oh! Dann doch lieber vorne kurz und hinten lang.

Coiffeur: Oder wie wäre es mit Extensions?

Venizelos: Womit?

Coiffeur: Statt sie zu schneiden, verlängern wir die Haare.

Venizelos: Wie geht das?

Coiffeur: Mit Fremdhaar.

Venizelos: Das klingt gut. Das machen wir.

Coiffeur: Das kommt aber teurer als schneiden.

Venizelos: Das macht nichts, es ist ja nachher auch mehr dran als vorher.

Coiffeur: Oje, Ihre Haarfarbe ist gar nicht mehr vorhanden.

Venizelos: Dann nehmen Sie halt eine andere, ich bin da nicht eitel.

Coiffeur: Wir haben nur noch deutsches Haar.

Venizelos: Na und?

Coiffeur: Das ist blond.

Venizelos: Na, da werden die Kollegen aber Augen machen.

Coiffeur: Oder lange Gesichter.

Venizelos: Können Sie den Rest auch noch blondieren?

Coiffeur: Blondieren und verlän-

gern? Da erkennt man Sie nachher aber nicht wieder.

Venizelos: Um so besser...

Coiffeur: Na dann wollen wir mal... Es kann sein, dass das Bleichen etwas brennt auf der Kopfhaut...

Venizelos: Das macht nichts, ich bin schon lange abgebrannt.

Coiffeur: So... Gleich haben wir es...

Venizelos: Und? Wie sieht es aus?

Coiffeur: Also ein AAA-Rating kriegen Sie nicht dafür.

Venizelos: Völlig egal. Was macht das?

Coiffeur: Färben und Verlängern... Das kostet dann leider das Doppelte.

Venizelos: Kein Problem. Nehmen Sie Kreditkarte?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Der gebürtige Berner lebt in Indien.

Daheim und daneben

Von *Peter Rüedi*



Natürlich ist auch für mich *small beautiful* (was bleibt einem schon übrig, dessen Bank *too big to fail* ist). So habe ich eine besondere Schwäche für den Saint-Saphorin «Les Blas-singes», den Pierre-Luc Leyvraz zieht, einen Chasselas, der jedes Jahr anders schmeckt, aber immer Spitze ist: Hatte der Jahrgang 2008 viel Ausgangssäure und in der Folge viel Kohlen-säure, war der 2009er komplexer, breiter, dafür relativ arm an Säure. Der 2010er hielt die Mitte. Wunderbar vertraut und wunderbar neu zugleich. Eine Flasche von Leyvraz öffnen ist wie heimkommen. Und nun also das Ge-genteil. Vom sizilianischen Produzenten Set-tesoli war hier schon die Rede, anlässlich eines bemerkenswert vielschichtigen Nero d'Avola namens «Carthago» (*Weltwoche* Nr. 43/2011). Der gleiche Önologe hat für die grösste euro-päische Weinbaugenossenschaft auch diesen Weissen namens «Santannella» entworfen. Der von Frankfurt aus operierende Australier Owen Bird ist einer jener globalen önologi-schen Consultants, die den Welt-Weinge-schmack mehr beeinflussen, als wir Endver-brucher ahnen. Ein Wein-Designer.

Er ist auf Uniformität aus, eben darauf, dass seine Weine nicht von Jahr zu Jahr anders schmecken. Das mögen kantige Selbstkelterer und deren Kunden verachten (darunter, ehrlich gesagt, auch ich). Aber unzweifelhaft gibt es auch in diesem Segment bessere und schlechtere Erfindungen. Diese weisse Cuvée ist auf ihre Art nicht weniger als perfekt: 60 Prozent Fiano di Avellino (die vielleicht interessanteste weisse Sorte Italiens), 20 Prozent Viognier (ihr verdankt z.B. der Condrieu von der oberen Rhone Substanz und Schmelz), 20 Prozent Chenin blanc (von ihr stammt die Säure hinter der betö-renden Parfümerie des «Santannella»). *Not my cup of tea*, aber ich bin ja auch kein Liebhaber von Earl Grey. Und es gibt nun mal mehr Dinge zwi-schen Himmel und Erde als die, für welche Ley-vraz und ich uns begeistern, wenn wir in seinem Keller noch einen «Blas-singes» öffnen. Und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen.

Pierre-Luc Leyvraz: St-Saphorin Les Blas-singes 2010. 12,3%. Fr. 14.70 (ab Keller: www.leyvraz-vins.ch)
Settesoli: Mandrarossa Santannella 2009. 13,5%. Borgovecchio, Balerna. Fr. 16.50. info@borgovecchio.ch



Auto

Wenn einer eine Reise tut

Wer Kombis mag oder braucht, weiss: Schönheit und Raum sind nicht einfach zu verbinden. BMW hat es geschafft. Von David Schnapp

Wer mit Familie und Auto in fremde Länder fährt, weiss, dass die Herausforderung gross ist. Vor allem braucht es Platz, um einen Kinderwagen, Gepäck und meinen schönen blauen Plastik-Klappstuhl für den Strand in den Kofferraum zu packen. Weiter will man es bequem haben, und 600 Kilometer nach Italien will man mit Ende dreissig einigermaßen würdevoll hinter sich bringen.

Die perfekte Lösung für diese Anforderungsliste erschien mir in Form des neuen 5er-Kombis von BMW oder, in voller Länge: des BMW 530d xDrive Touring. Es gibt, wie ich

finde, zurzeit nicht viele Automodelle im Kombi-Segment, die ein attraktives Äusseres mit einem geräumigen Inneren so elegant verbinden wie der aktuelle 5er. Mein Testwagen war in «Havanna Metallic» lackiert, Trendsetter wissen: Braun ist das neue Grau. Kombiniert wurde es mit hellen Lederpolstern in «Dakota Oyster» sowie Edelholzeinlagen in «Esche Maser», was zusammen wirkte wie eine Sofalandschaft von Minotti. Es gab jedenfalls niemanden in der Familie, der sich in dem Auto nicht wohl gefühlt hätte.

Zwischenfall auf der Autobahn

Auf den ersten Blick wirken die BMW-Cockpits etwas gar nüchtern, wer aber für lange Zeit am Steuer sitzt, lernt das unaufgeregte Bedienkonzept schätzen, das konsequent auf den Fahrer ausgerichtet ist. Nur Kleinigkeiten sind zu bemängeln, wie die etwas harkeligen Tasten am Lenkrad, mit denen man die adaptive Geschwindigkeitsregelung (Fr. 2330.–) einstellt. Hingegen gehört das Head-up-Display (Fr. 2090.–) immer noch zu den besten passiven Sicherheitselementen, die in den letzten Jah-

ren eingeführt wurden. Navigationsanweisungen und Geschwindigkeit werden in die Frontscheibe projiziert, so dass man den Blick nicht von der Strasse wenden muss.

Immer mehr BMW-Modelle werden in der Schweiz mit dem Allradsystem «xDrive» ausgeliefert, der Anteil an allen verkauften Autos der Marke beträgt mittlerweile über fünfzig Prozent. Für den Komfort und die gefühlte Sicherheit auf der Strasse ist «xDrive» hervorragend. Dank der Luftfederung mit Niveauregulierung an der Hinterachse bleibt das Auto auch bei voller Ladung immer bequem.

Der Sechszylinder-Dieselmotor ist eine sehr gute Wahl für ein Auto, mit dem man lange Strecken zurücklegt, er hat mit 258 PS und 560 Nm ausreichend Leistung für den kleinen Spurt zwischendurch und läuft bei hohen Geschwindigkeiten auf der Autobahn wunderbar ruhig. Der Durchschnittsverbrauch war mit rund 7,5 Litern tadellos.

Italiener wissen Kraft und Form zu schätzen. Dies schloss ich aus dem kleinen Autobahn-Zwischenfall, als ich ungeduldig einen Transporter wegblickte, der unbekümmert auf der linken Spur blieb. Beim Vorbeiziehen stellte ich fest, dass ich mit übersetzter Geschwindigkeit einen Polizei-Mannschaftswagen überholt hatte, wobei der Fahrer mit einer Mischung aus Erstaunen und Respekt zu unserem BMW-Familientransport hinüberblickte.

BMW 530d xDrive Touring

Leistung: 258 PS, Hubraum: 2993 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 240 km/h

Preis: Fr. 86 900.–

Testwagen: Fr. 117 800.–



Heisser Reis

Die Betriebswirtschafterin Jasmin Pulano, 30, und der Betriebswirtschafter Marco Stampfli, 33, haben im Oktober geheiratet. Sie zeigt ihm seither die Schweiz.

Jasmin: Marco wollte mir die Traditionen seines Landes näherbringen und bastelte mir einen Adventskalender mit vielen verzierten Schächtelchen. Die *Gschenkli* wurden immer schöner: Zuerst gab es Swisslose, dann einen Spa-Aufenthalt, goldene Ohrringe, ein Weekend in London. Später sagte mir Marco, er habe die Spannung aufbauen wollen. Am 23. Dezember fand ich einen Ring aus meiner Schmuckschatulle im Kalender. Auf dem beigelegten Zettel stand, dass dies ein Gutschein für den Ring meiner Träume sei. Hinter dem 24. Törchen befand sich ein Brief. Den las ich – an Heiligabend vor versammelter Familie – jedoch für mich in aller Ruhe: Ich brach in Tränen aus, denn es war ein Antrag.

Marco: Alle waren sehr überrascht. Vor allem, weil ich bisher als strikter Heiratsgegner gegolten hatte. Mein Kollege teilte dies Jasmin – nett! – gleich am Anfang unserer Beziehung mit. Sie fragte, ob es stimme. Ich wusste, dass sie aus einer sehr traditionellen philippinischen Familie stammt. Die Ehe gilt dort als heilig. Ich war es ihr schuldig, ehrlich zu sein, und so stritt ich nichts ab. Sie reagierte gut.

Jasmin: In meiner Heimat gibt es ein Sprichwort: «Die Ehe ist nicht wie ein Löffel Reis, den man ausspucken kann, wenn er zu heiss ist.» So gesehen – fand ich –, kann man Marcos Meinung respektieren, denn offensichtlich nahm er das Thema nicht auf die leichte Schulter. Ich ging davon aus, unverheiratet zu bleiben.

Marco: Wir lernten uns bei der Arbeit kennen, beide befanden wir uns auf der winzigen briti-



«Die Sache flog auf, als uns der Chef zusammen sah»: Ehepaar Stampfli-Pulano.

schen Insel Jersey, zusammen mit anderen Spezialisten einer international tätigen Firma. Mit Jasmin redete ich stundenlang und dann nächtelang. Wenn die anderen etwas unternehmen wollten, sagten wir bald, wir hätten etwas vor. Die Sache flog auf, als uns der Chef zusammen sah. Der reagierte sehr positiv. Da wir beide als Workaholics bekannt waren, dachte er wahrscheinlich, wir arbeiteten privat weiter. Was auch stimmte: Wenn die beruflichen Interessen ähnlich sind, geht einem der Gesprächsstoff nie aus. Nach einem Jahr war mir klar, dass Jasmin die Frau meines Lebens ist, und heute weiss ich bereits, dass die Ehe etwas Gutes und Schönes sein kann.

Jasmin: An Marco liebe ich nicht nur dieses und jenes, sondern eigentlich alles. Vor allem, dass er sein hitziges Temperament aus Rücksicht auf mich zügelt. Als Asiatin bin ich nicht gewohnt, dass man einander die Meinung sagt und lauthals streitet. Bei anderen Unterschiedlichkeiten fanden wir uns in der Zwischenzeit ebenfalls: Bei uns lernen die Mäd-

chen in der Schule nebst allem anderen kochen, sticken, nähen, bügeln und vieles mehr. Die Jungs müssen sich handwerkliches Geschick aneignen. Dass eine Frau Gartenarbeit macht oder eine Lampe anschliesst, ist in meinem Land nicht vorgesehen.

Marco: Als wir bereits zusammenlebten und ich meine Wäsche in die Maschine gab, nahm ich Jasmins Sachen gleich mit. Sie war – gelinde gesagt – entsetzt. Ich kann auch bügeln und kochen. Das war ihr sogar ein wenig peinlich. Die Küche hat sie sich in der Zwischenzeit zurückerobert. Ansonsten gibt es keine strikte Rollenteilung. Jeder macht, was er am besten kann und was ihm besonders wichtig ist. Die Schweiz entdeckte ich inzwischen neu: mit den Augen meiner Frau, die die landschaftliche Kargheit in der kalten Jahreszeit liebt und mir Schweizer Speisen, Sehenswürdigkeiten und Attraktionen näherbrachte, die ich bisher nicht kannte.

Protokoll: Franziska K. Müller

Geld macht glücklich (Nr. 67), wenn man jemanden an seiner Seite hat, auf den man sich jederzeit verlassen kann. Einen Partner, der zu jedem Lebensabschnitt die persönliche Vorsorgelösung bereit hat. Fragen Sie den Kundenberater Ihrer Kantonalbank.

